Münchner Skizzen

Humoristische Schilderungen aus dem Volksleben Isar-Athens

von

B. Rauchenegger.

Sonderabdruck
aus dem Feuilleton der „Münchner Neuesten Nachrichten.“

2. Bändchen.

Die Familie Nudelmaier.

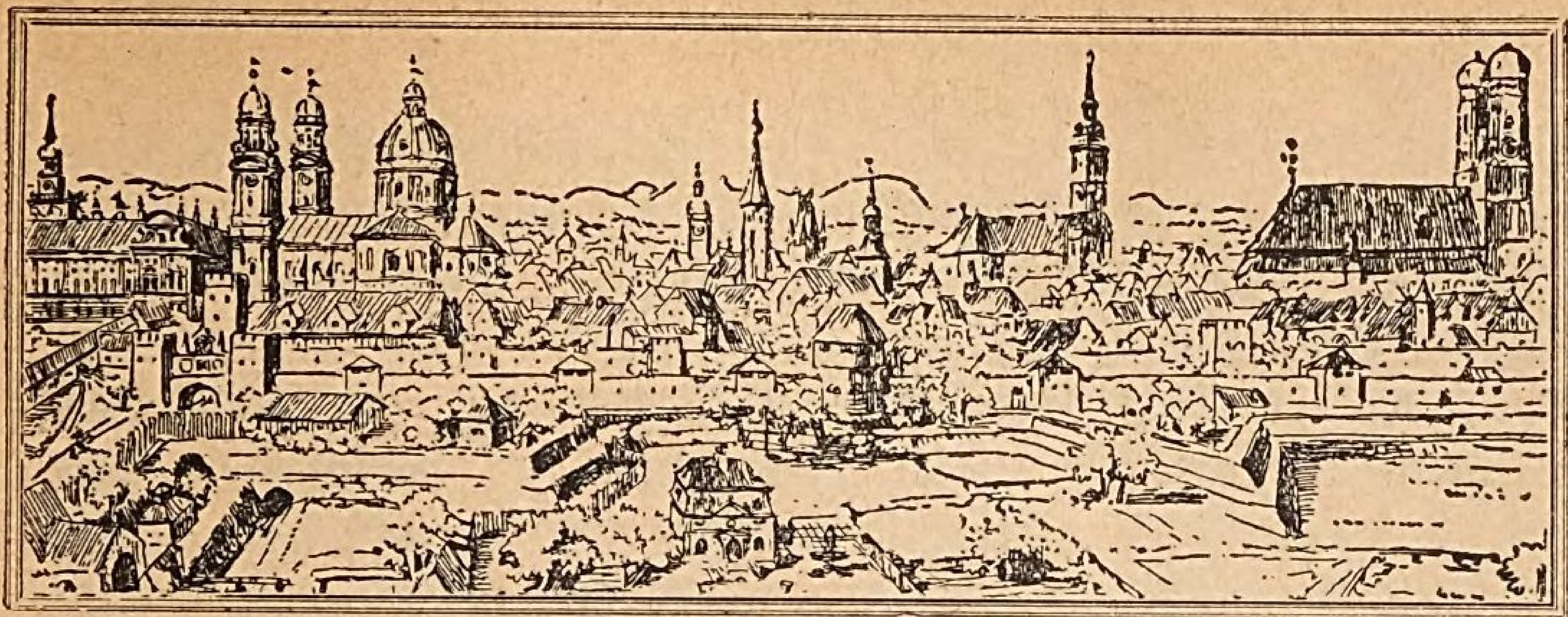
Zweite Auflage.
(Zweites Tausend).



München 1888.
Verlag der „Münchner Neuesten Nachrichten“.

Buchdruckerei Knorr & Hirth, München.

Inhalts-Verzeichniß.



Ein gebildeter Mann.

„Hörens mir auf mit dene Instituter und Ang'stalten für a Büldung," sagt der bekannte Herr Nudlmaier im Kaffeehause zu seinem Tischnachbarn Neuhuber, der eben geklagt hat, wie er sich nicht Rath wisse, ob er seine Klarl in's Institut, in die höhere Töchterschule oder in ein solides Gasthaus als Kochenlernerin thun solle. „Was lernens die Fratzen? Ein bisl Französisch und Klavier martern, nachher dös bisl Weltg'schicht, nachher gar noch Mathematik, Sterngucker und was noch Alles erfunden haben und wenns raus kommen, könnens net a mal an Leberknödel machen, von einer Dampfnudel gar net z'reden. Wie sie sich zu benehmen haben, wenns unter d' Leut kommen, das wissen's erst recht net und heutigs Tag verlangt ma a richtige Büldung und die lernt man nur zu Haus in der Familie. Sehgns — i bin meiner Lebtag noch in kein Institut g'west, aber was Büldung anlangt, da san wir schon da!"

Würdevoll erhebt er sich, zieht seinen Ueberzieher an, nimmt den Stock unter den Arm und empfiehlt sich, indem er die Glacés Nr. $9^1/_2$ über seine Finger stülpt. Vornehm grüßend wendet er sich um und geräth dabei mit der Spitze des Stockes in die Kaffeetasse eines in der unmittelbaren Nähe sitzenden Herrn, der bis über die Ohren in ein

Zeitungsblatt versunken ist. Der Besitzer des Mokka wirft einen zürnenden und fragenden Blick auf den Attentäter, unser Nudlmaier beeilt sich, ihn zu beruhigen, indem er bemerkt: „'s is nixn passirt, blos a paar Tröpferl sand raus!" Dabei lächelt er recht verbindlich und geht ab. Er fühlt das Bedürfniß, sich noch eine Bewegung zu verschaffen und besteigt deshalb die Trambahn; er ist so glücklich, einen Sitzplatz unmittelbar bei der Thür zu erwischen. Gleich darauf besteigt eine ältere Dame den Wagen; der Kondukteur bemerkt mit Bedauern, daß leider alle Sitzplätze besetzt seien. Die Dame stellt sich neben Nudlmaier hin, der sie gar nicht zu bemerken scheint. Nahe der zweiten Haltstation endlich erinnert er sich an seine „Büldung" und sagt zu ihr: „Sie, Madam, jetzt können's Ihnen nachher gleich niedersetzen, wissen's ich steig da aus!" Ein ungebildeter Mensch hätte gar nichts gesagt, aber der Nudlmaier weiß, Gott sei Dank, was sich gehört!

Er überschreitet die Straße; vor ihm hüpft ein Fräulein über die vom Regen feucht gewordenen Granitsteine; plötzlich gleitet dasselbe aus und nimmt à tempo auf dem harten Gestein Platz. „Hopp'la!" sagt Nudlmaier theilnahmsvoll, denn die Galanterie liegt einmal in seiner Art und Weise; das Fräulein erhebt sich rasch und läßt einen angstvollen Blick über ihre Toilette gleiten. „Haben's Ihnen weh' than?" bemerkt Nudlmaier weiter; „Jessas, Sie schaug'n weiters net aus — aber, weil's nur wieder aufsteh'n hab'n könna!" Mit dieser wohlwollenden Aeußerung trennt er sich von der Armen, die in peinlicher Verlegenheit nach einem Zufluchtsorte eilt, wo sie sich wieder arrangiren könne. Der Nudlmaier aber, der ein Bischen ein „Schwerenöther" ist, kann nicht umhin, einige Male nach der niedlichen Kleinen umzusehen und wie er mit abgewandtem Gesichte so dahingeht, erfolgt plötzlich ein furchtbarer Zusammenstoß. Nudelmaier ist in eine Gruppe von zwei Herren, die sich eben gegenseitig Feuer geben, hineingegangen, so daß die nichts Ahnenden derb aneinander prallen. Natürlich ist auch Nudlmaier überrascht. „Oha!" ruft er in einem Tone, aus dem ein in Nudlmaier's Schule Gebildeter recht gut eine Entschuldigung

und Begütigung herauszufinden vermag. In einem solchen Falle sagt halt der Andere auch „Oha!“ und damit ist die Geschichte erledigt. Dieses Mal ist Nudlmaier aber unglücklicher Weise an ein paar Ausländer gerathen, die nicht münchnerisch verstehen; der Eine davon ruft ihm nach: „Bitte, ein anderes Mal etwas vorsichtiger zu sein!“ Da steigt dem Nudlmaier, der doch gethan hat, was man bei einer solchen Gelegenheit zu thun pflegt, die Galle auf; aber er ist viel zu gebildet, um auf offener Straße einen Skandal zu veranlassen, er begnügt sich deshalb, zu erwidern: „Ja freili, wenn i amal hinten Augen hab' nachher!“

Abends wandert er mit Gattin in den Löwenbräukeller hinaus, weil dort der Strauß konzertirt. Eine Unmasse Menschen wollen an diesem Genusse theilnehmen, das schreckt aber unsern Nudlmaier nicht ab; wer in Großhesselohe bei der Kirchweih, auf der Oktoberfestwiese und in den verschiedenen Bierhallen praktizirt hat, für den existiren die Schrecken eines übervollen Lokales nicht. Man muß sich eben zu benehmen wissen. Zuerst macht er die Runde durch den Saal und fragt unermüdlich überall, wo er einen leeren Stuhl erblickt: „Mit Verlaub, is's da schon versess'n?“ Regelmäßig erhält er einen ablehnenden Bescheid und da geht ihm die Geduld aus. Er geht kurzweg auf eine Bank los, auf welcher eine kleine Familie behaglich sich ihres Daseins freut, legt Hut und Schirm ab und setzt sich auf das unvorsichtiger Weise etwas freigelassene Ende, indem er höflich bemerkt: „Wenn's a wengl z'sammen ruck'n thaten, nachher ging's schon noch für an Magern!“ Er weiß nämlich recht gut, das man mit einem kleinen Scherz sehr häufig unangenehme Eindrücke vergessen macht. Uebrigens gibt er seinem Ansuchen noch einen gehörigen Nachdruck mit seiner ganzen Person, so daß der gewünschte Raum trotz eines vernehmlichen Protestes frei wird. „So Alte,“ sagt er zur Gattin, „da setz' Dich jetzt her, ich werd' gleich einen Stuhl haben.“ Auf diese Weise hat er sich einen schönen Platz erobert; das hat er blos seiner Lebensart zu verdanken, denn es ist ja selbstverständlich, daß man mit Grobheiten in solchen Situationen nichts ausrichtet. Weil es „gar so zu-

geht" holt er sein Bier selbst. An der Schänke wird furchtbar gedrängt und Nudlmaier empfängt einen schmerzhaften Fußtritt auf sein schönstes Hühnerauge. Der ungebildete Mensch, der solches verbrochen hat, murmelt verlegen: „Hab' ich Ihnen treten?" — „Ich mein, das hätten's selbst g'spüren können," erwidert Nudlmaier, „übrigens das merken's Ihnen: Wann's wieder einmal Jemand einen Fuß wegtreten haben mit eanerne Steigeisen, nachher sagen's wenigstens: „Pardon oder Exkise!" Nach dieser Belehrung begibt er sich wieder an seinen Platz, woselbst das bestellte Abendessen bereit steht. Das Orchester spielt eben eine wunderbar schöne Nummer, die Geschichte geht so piano, daß sich im Saale Niemand mehr zu schnaufen getraut. Nudlmaier aber gebraucht Messer und Gabel mit dem größten Eifer und ohne sich um die allgemeine Stille zu kümmern. Da ertönt ihm ein vernehmliches mehrfaches „Pst!" vom nächsten Tisch entgegen. Das bringt ihn natürlich in Harnisch und er sagt hinüber: „Thun's Sie's gar glauben, mit eanerm faden „Pßt", wegen dem Gedudl da, werd' i net das ganze Bratl kalt werd'n lassen!" Ein allgemeines: „Pßt! Pßt! Ruhig! Ru—he!" war die Folge dieser Erklärung.

Da wird der Nudlmaier giftig und nachdem er den letzten Bissen hinuntergewürgt hat, sagt er voll Hoheit zur Gattin: „Nanni, komm, wir gehen; heut ist ein so gemischtes Publikum dader, daß man nicht verkehren kann; mit Leuten, die keine Büldung net haben, kannst nix machen!"

Eine geplagte Frau.

Wenn man die Frau Nudlmaier am Sonntag Nachmittag in der Maximilianstraße auf- und abgehen sieht, dann meint man wohl, schöner als diese Frau könne es kaum

eine Vertreterin ihres Geschlechtes haben. Ja, Schnecken! Fragen Sie einmal Frau Nudlmaier selbst! Da werden Sie Dinge hören, wahrhaft zum Erstaunen. Dabei kommen nicht etwa die Verdrießlichkeiten und Sorgen in Betracht, die ihr von dem leiblichen Gemahl verursacht werden. Man weiß ja, wie die Männer sind! Der liebe Gott hat ja diese Tyrannen ohnehin blos auf die Welt gesetzt, um den armen Frauen das Leben zu verbittern; alle Vorrechte beanspruchen sie für sich, während die Frauen nicht einmal schnaufen dürfen ohne Erlaubniß. Wenn er im Tarok fünf bis sechs Mark verspielt, das macht nichts, aber wenn sie einmal einen ganz kleinen Hut haben möchte, oder ein ordinäres graues Seidenkleid, oder ein ganz einfaches Bracelet — dann geht das Lamentiren an von den schlechten Zeiten, vom niederen Zinsfuß, vom Sparen! Doch davon soll jetzt nicht gesprochen werden, es handelt sich darum, einen anderen großen Irrthum richtig zu stellen und zwar die Meinung, als habe Frau Privatière Nudlmaier ein sogenanntes schönes Leben, während sie in der That zu den geplagtesten Geschöpfen zählt.

Wenn er sich am Morgen noch zum letzten Mal in seinem Bette umdreht, dann mußte sie schon heraus, um den Frühstückstisch zu besorgen. Wenn man nicht nachsehen würde, könnte die Köchin den besten Rahm für sich zurückbehalten und dann ginge das Lamento über den schlechten Kaffee schon in aller Frühe an. Erst wenn Alles schön sauber hergerichtet ist, kommt er und schlürft seinen Morgentrank, ohne sich darum zu kümmern, welches Opfer ihm bereits seine Gattin gebracht hat. Unmittelbar nach dem Frühstück muß die gute Frau schon „satteln und packen", um auf den Markt zu gehen. Eigentlich könnte das die Köchin besorgen, allein der ist nicht zu trauen und dann hat der Markt für eine Frau eine noch viel höhere Bedeutung. Er bedeutet eine Art Neuigkeitsbörse, ein Rendezvous für Münchener Hausfrauen, das manchen Besuch erspart. Frau Nudlmaier eilt also auf den Markt; zuerst geht's in die Fleischhalle. Das Einkaufen selbst ist bald abgemacht, denn die Metzgerin weiß ja, welches Stück diese Kundin braucht. „A Zwerg-

ripp'n, Frau Nudelmaier!" — „No ja, das wissen's eh!" Aber jetzt geht's an. Die Metzgerin erzählt, daß die Müllerin einen Besuch vom Storchen gehabt habe, daß die Taufe so ungeheuer noblig gewesen sei; das Kleine sei in lauter Spitzen eingehüllt gewesen, kurz, eine wahre Pracht habe sich entwickelt. „Ja, was is denn die Müllerin für eine Geborne?" fragt Frau Nudlmaier. „Gar keine", erwidert die Metzgerin, „a Kräutlweib war ihr' Mutter!" — „Ja, jetzt bitt' ich Ihnen", jammert Frau Nudlmaier, „nachher hat er's Geld gehabt!" — „'s is auch nicht so dick g'wesen", meint die Berichterstatterin. „Na, die werd'ns scho billiger geben", resolvirt Frau Nudlmaier", wenn's einmal a Stücker a sechse haben, aber jetzt muß ich machen, daß ich heim komm'."

An der Ecke der Fleischhalle befindet sich die verlockende Wurstverkaufsstelle. Arme Teufel kaufen sich hier eine Wurst, um etwas Warmes im Magen zu bekommen, andere nehmen die Gelegenheit wahr, mit einem Bratwürstchen oder einer Weißwurst die Verdauungsorgane zu encouragiren für spätere Leistungen. Frau Nudlmaier mit ihrem schwachen Magen muß ein paar Würstchen zu sich nehmen, sie sagt: „Grad umfallen thät's vor Schwächen, wenn's net etwas genießen thät. Während sie ihre Bratwurst verzehrt, wie man eine Zigarre raucht, tritt die Gevatterin Semmelhuber zu ihr und es entspinnt sich ein wichtiges Gespräch. „Weißt es schon, Gevatterin, der Distelbergerin ihre Cenzl heirat jetzt doch!" — „So, zum wie vielten Mal denn, wenn man fragen darf?" — „Jetzt ist's Ernst, d'Aussteuer ist schon herg'richt —" „Kann mir's schon denken, wo sie's schuldig blieben sind". — „No ja, das is ja kein Geheimniß — jetzt hats 'n halt doch noch g'fangt, den närrischen Bankschreiber." -- „So den? Das soll ja noch ein ganz sauberer Mann sein." „Sauber?" Wann er g'waschen is! — daß i net lach — der ganz Mensch is scho oa Plattn!" — „Oho! aber sein gut's Auskommen hat er jedenfalls!" — „Ob sie damit auskommen wird, das fragt sich. Was wird er denn haben, so ein Schreiber? Und die Cenzl nachher dazu, die's Rechnen nie g'lernt hat, da bal'st mir net gehst!" — „So, so, mir kanns Recht sein", schließt Frau Nudlmaier,

indem sie den letzten Bissen graziös durch ihren mit Renaissance-buckeln verzierten Schwanenhals gleiten läßt und ihre Fingerspitzen ableckt, „aber i bitt Di um der Gottswilln, wo nur die Zeit hinkommt, jetzt schlagt's schon 10 Uhr, pfüat Gott, Gevatterin, i muß heim in mei Kuchl!"

Nun muß sie noch zu ihrer Butterfrau, die ihr eine lange Geschichte vom Kunstbutter erzählt, dann eilt sie zur Eierfrau, der man heute einen Korb Eier umgeworfen hat, welche Begebenheit von derselben eben zum zwölften Mal frei vorgetragen wird. Indem sie sich umkehrt, um nach Hause zu eilen, rumpelt sie förmlich an die Frau Kassier Bimberl hin, mit der sie in der letzten Familienunterhaltung der Gesellschaft „die Gar Andern" an einem Tisch gesessen ist. Nun muß sie sich doch erkundigen, wie lang die Herrschaften noch geblieben sind, dann wird das Programm kritisirt, dann kommt man auf die Toiletten zu sprechen und wie zwei monumentale Brunnen stehen die zwei Damen beisammen — unbeweglich; aber aus den süßen Goscherln sprudelt der Rede munterer Quell — sicher fünf Liter in der Sekunde. Der alte Peter klopft elfmal auf die Stunden-Glocke und da fahren sie endlich auseinander, denn jetzt müssen's nach Hause. Frau Nudlmaier ist in Verzweiflung, denn es ist noch kein Fleisch zug'setzt und um 12 Uhr muß sie auf's Standesamt, da gibts gar nichts dagegen — also nimmt sie ein „Droschkerl" und fahrt heim.

Daheim muß sie sich mit der Köchin ärgern, die Alles so langsam hergerichtet — man sieht, daß noch gar nichts gethan ist; wahrscheinlich hat die Schwatzgodl wieder ein paar Stunden im Hause herumgeratscht — man darf nur einen Augenblick aus dem Haus sein! Endlich ist Alles in Ordnung, jetzt muß Frau Nudlmaier schnell wieder fortgehen, denn um 12 Uhr wird die reiche Wittwe Glaserl mit dem Fabrikanten Klaubauf getraut. Er ist Landwehroffizier und da wird er sich in Uniform trauen lassen — no die Glaserl wird weiters nit g'schwoll'n thun — sie auch a Offiziersfrau! Frau Nudlmaier drückt sich beim Löffelwirth in eine Ecke und bald nachher fährt Wagen um Wagen vor, lauter Uniformen, Fracke und Zylinderhüte, Seidenkleider und

Schleppen, das rauscht nur so durch die flüsternde Lästerallee! Da spitzt Frau Nudlmaier die Ohren! Endlich kommt die Braut in Atlas und Spitzen mit Brillantboutons in den Ohren, ein Perlenkollier um den Nacken. „Ah!“ macht die Menge. Frau Nudlmaier zuckt blos die Achseln und betheiligt sich dann eifrig als Zuhörerin bei dem Vortrag eines alten Weibes, das die Lebensgeschichte der Braut auswendig gelernt hat und dieselbe jetzt mit wahrer Mühlradgeschwindigkeit von sich gibt.

Nun muß die Nudlmaierin aber nach Hause zum Tischdecken, denn bald wird der Gemahl vom Frühschoppen kommen, und der will, daß die Suppe servirt ist, wenn er eintritt. Unglücklicherweise kommt der Gute um einige Pferdelängen zu spät am Pfosten an. Frau Nudelmaierin macht von den ihr laut Herkommen zustehenden weiblichen Rechten Gebrauch und protestirt gegen eine solche Wirthschaft; sie müsse sich den ganzen Vormittag schinden und plagen und dann finde es der Mann für gut, seine Leute daheim sitzen zu lassen, so daß Alles kaput werden müsse. Sie begreife gar nicht, wie man Stunden lang plaudern und sich um Stunden verplaudern könne! Nachdem sich das kleine eheliche Gewitter verzogen hat, genießt man Gottes Gaben im Frieden weiter; nach Tisch legt er sich auf's Ohr und schlummert ein halbes Dutzend Viertelstunden. Das arme Weib hat aber keine Ruhe, sie muß gleich wieder fort, denn sie hat am Nachmittag riesig viel zu thun.

Zuerst muß sie ihrer Base Gundel eine Wochenvisite machen und ihr das „Weisat“ bringen, dann muß sie in der Theatinerstraße die in einer Auslage befindliche Ausstattung anschauen und endlich muß sie dem guten Xaverl ein Paar neue wollene Socken stricken. Das geht aber zu Hause nicht und so muß nun die arme Frau bis in ein bekanntes Café unter den Arkaden, wo sich mehrere Freundinnen in lobenswerther Arbeitsamkeit versammeln und da wird nun genadelt, daß es eine Freude ist. Um die zwei Tassen Kaffee und die fünf Windnudeln, die sie neben der Arbeit zu sich genommen hat, wird ihr wohl Niemand neidig sein, denn jeder Arbeiter, heißt es, ist seines Lohnes werth.

Nach einer umfangreichen gegenseitigen Belehrung trennt man sich; Frau Nudlmaier muß noch einige Auslagen wegen des von ihr in Aussicht genommenen Weihnachts-Geschenkes inspiziren und dann geht sie, wie es sich für eine ordentliche Frau geziemt, vor dem Gebetläuten nach Hause. Ihr alter Brummbär ist vom Kaffeehaus auch schon heimgekommen und fragt, was er Abends zu essen bekomme. Sie erwidert, daß sie noch nicht Zeit gehabt habe, an den Abendtisch zu denken, und da entgegnet er dann etwas unwirsch, daß er in diesem Falle ausgehen werde. Das ärgert sie gewaltig und sie hält ihm nun eine lange Vorlesung über die Opfer, die sie ihm täglich bringen müsse. „Auch heute, schließt sie, habe ich für die Familie den ganzen Tag rennen und laufen müssen, daß ich fast nicht mehr stehen kann vor Müdigkeit, aber Euch, Männer ist dies natürlich gleich, man darf sich den Tag über schinden und plagen, wie ein Fiakerpferd. — Bei Euch is nix derkennt!“

Im Konzert.

Man kann die Musik lieben, ohne gerade ein Musikkenner zu sein; man kann einen Lanner'schen Walzer oder irgend eine süße Melodei so recht mitempfinden, ohne ein Musik-Verständniß zu haben. Auch an unserem alten Freund Nudlmaier ist kein Tondichter verloren gegangen, trotzdem er behauptet, die Musik zu lieben, weßhalb er auch seinem Xaverl das Klavierspielen hat lernen lassen. Der ist ferm in der Musik; er haut den Jungfernkranz oder die letzte Rose herunter, daß es eine Freude ist; Papa Nudlmaier pfeift beinahe den ganzen Troubadour und seine Frau kann die Mandolinata auf dem Kamm blasen. Daß eine so

musikalisch gebildete Familie auch einmal das Bedürfniß fühlt, klassische Musik zu hören, zudem es zum guten Ton gehört, sich in einem Abonnementskonzert sehen zu lassen, darf bei dem Bildungsgrad unserer Familie nicht angezweifelt werden.

Eines Tages brachte der Papa Nudlmaier drei Billets für ein Odeonskonzert nach Hause und zwar drei numerirte Sitze. Seine Gattin zeigte sich erfreut hierüber; nur eines behagte ihr nicht, und zwar daß für den Xaverl auch ein Parketsitz gekauft worden war; der Jüngling mußte denselben gegen ein Galeriebillet umtauschen, weil die brave Mama der Eventualität vorbeugen wollte, daß derselbe durch den Anblick reizender Toiletten verdorben würde; sie dachte an den Zirkus!

Zur festgesetzten Zeit trifft die Familie ein; Xaverl steigt zum Olymp hinauf, Nudlmaier und Gattin betreten den Saal und erhalten einen Platz in der vorletzten Reihe. Es herrscht eine etwas unheimliche Stille; man spricht nur mit gedämpfter Stimme; die Anwesenden sitzen nach der Ansicht des Herrn Nudlmaier viel zu steif da; er sieht lauter Glacéhandschuhe und Fächer — die Umgebung kommt ihm etwas trocken vor; es ist ihm, als müßte irgendwo hinter den Säulen endlich einmal ein Kellner auftauchen; aber es erscheint nur der Saaldiener mit Programmen, von denen sich unser Freund eines kauft, um wenigstens vorläufig eine Unterhaltung zu haben. Sie lesen zusammen das musikalische Menu durch, aber auch das sollte ihnen kein Amusement bringen, denn Frau Nudlmaier fragt dabei ihren Gemahl um Dinge, die ihn in nicht geringe Verlegenheiten bringen, zumal sich schon die Reihen füllen; die Nachbarn horchen neugierig auf die naiven Fragen. „Was is denn an Adaghüo?“ — „Sei doch staad“, flüstert er ihr entsetzt zu, „ma sagt ja Adaschio und des heißt halt, wies gehen soll z. B. langsam oder gschwind, das kommt halt auf den Direktor an! Uebrigens frag doch net so einfälti — wenn ich Dir's auch erklär' — Du verstehst es doch net!“ — „Das bitt i mir aus“, entgegnet gereizt die Frau, „nachher hättst Dir halt eine Feinere rausg'sucht, die Harpfn spieln und singen kunnt —“ — „Sei

doch g'scheit — es hörens ja die Leut; was müssen sich die denken!" Damit steht er auf und kehrt sich um, wie ers im Theater von den Elegants gesehen und lehnt sich an den Stuhl der Vorderreihe an, um das Publikum zu betrachten. Leider steht Niemand hinter der letzten Reihe, weßhalb er nur die Wandfläche ansieht und dabei aber einer älteren Dame, die dicht hinter ihm Platz genommen hat, sehr im Wege steht, weil diese keine andere Aussicht genießt als das Embonpoint des guten Nudlmaier. Die zornigen Blicke und fieberhaften Kopfbewegnngen der Dame geniren ihn nicht; plötzlich jedoch klopft ihn Jemand auf den Rücken; er dreht sich um und sieht einen kleinen beleibten Herrn mit Vollmondsgesicht, großer Perrücke und riesigen Augengläsern gegenüber. „Sie wünschen", fragt Nudlmaier artig. „Wollen Sie sich vielleicht einmal setzen?" erwidert der Kleine giftig und blickt ihn mit funkelnden Lichtern an, wie eine leibhafte Brillenschlange, die auf ihr Opfer losstürzen will. „Oho" — macht Nudlmaier und will protestiren, allein ein mehrfaches „Bßt! setzen!" veranlaßt Frau Nudlmaier ihren Gatten energisch am Rockflügel zu zupfen, worauf er sich auf seinen Stuhl niederläßt. Im gleichen Moment ertönt aber ein Aufschrei zu seiner Linken; ein zartes Fräulein zappelt, von der Wucht des Mannes an einem Fuße festgehalten, energisch, um sich herauszuarbeiten; Nudlmaier flucht zur Entschuldigung auf die dumme Einrichtung, welche nur mit Holländer Häringen statt mit Menschen gerechnet habe, als man die Stühle in Reihen stellte. Ein energisches „Bßt! Bßt!" macht auch diesem Disput ein Ende; durch das Publikum geht eine Bewegung — der Hof tritt ein und das Konzert beginnt. Das gequetschte Fräulein hat ihren Platz mit dem eines hageren Herrn vertauscht, der nunmehr neben Nudlmaier zu sitzen kommt, was seine Frau mit einer gewissen Befriedigung erfüllt.

Eine Festouverture, die Erstlingsarbeit eines vielversprechenden Künstlers, eröffnet den Reigen. Geduldig hören Nudlmaiers zu; bei einem kräftigen Paukeneinsatz nickt er sogar beifällig mit dem Kopfe und nach Schluß der Piece ist er nicht der Letzte, welcher die Hände ineinander schlägt,

daß sich die nervenschwachen Damen ringsumher die Ohren zuhalten und die Brillenschlange entrüstet die zwei Lichter herfunkeln läßt. „Hübsches Machwerk“, bemerkt der Nachbar Nudlmaiers. Dieser erwidert: „Sehr scheen!“ — „Es kommt ein Satz vor — G-moll — der fast an Cherubini erinnert. Finden Sie das nicht auch?“ — „Ich hab den Menschen leider net kennt,“ versetzt Nudlmaier, dem bei dieser Unterhaltung etwas schwül wird. „Im Ganzen scheint mir aber doch der polyphone Charakter vorherrschend.“ — „Sehn's, das hab' i übersehen, i hab' von einem Telephon gar nixn g'merkt!“ Glücklicher Weise schleppt man eine Violinspielerin auf die Bühne und ihr Vortrag macht allen weiteren Erörterungen ein Ende. Die Künstlerin ist sehr dekolletirt und Mama Nudlmaier stößt ihren Gatten an: „Siehst, daß i Recht g'habt hab', den Xaverl auf d'Galerie naufz'schicken?“ — „So??“ erwidert dieser ironisch — „im Gegentheil! Doch das verstehst du net. Uebrigens sich i den Buben net, trotzdem fast gar keine Leut droben sind.“ Da taucht wieder die Brillenschlange auf und zischt ein energisches „Pscht!“ worauf sich die Nudlmaiers dem Genuß der Musik hingeben. An dem Applaus betheiligt sich diesmal auch Frau Nudlmaier. Der Nachbar zur Linken bemerkt: „Eine herrliche Cantilene!“ worauf Nudlmaier, um auch etwas zu sagen, erwidert: „Jawohl, sehr schönes Weib! Sagens einmal, is die Cantileni verheiratet oder noch ledig?“ — „Die Künstlerin ist eine Frau; aber so, wie Sie zu glauben scheinen, heißt sie nicht.“ Von nun an hat Nudlmaier von seinem Nachbarn Ruhe. Es folgt ein Hornquartett, das ihm sehr gefällt und in seinem Verlauf nur eine Rüge seitens der Brillenschlange für Nudlmaier einträgt, da er beim Scherzando mit dem Fuß den Takt dazu klopft. In dem darauffolgenden Violoncellkonzerte verhält sich das Ehepaar sehr ruhig; es dauert sehr lange; sie frägt ihn endlich mit leiser Stimme: „Ja, is 's denn no net bald gar?“ worauf er unwillig auffährt und mit einer zornigen Geberde erwidert: „Was weiß denn i? So lang der da einen Arm rühren kann, hört er net auf!“ Endlich war auch dieser Genuß überstanden und nun folgte die Glanznummer des Abends, eine Symphonie von Beethoven.

Alles lauschte entzückt den herrlichen Tönen; Manche vergessen ganz, wo sie sind. Der Herr dort mit den langen Haaren hat eine Hand in diesen vergraben und wühlt krampfhaft darin umher, der Andere sitzt mit gekreuzten Beinen und mit auf der Brust ruhendem Haupte da wie eine Statue, der Dritte dreht sich unmerklich immer weiter nach links, bis er einem Propfenzieher gleicht; die Damen horchen andachtsvoll, als ob der Himmel offen stünde — nur unser Ehepaar hört und sieht nichts mehr, denn beide sind nach dem zweiten Satze sanft eingeschlummert. Man nimmt keine Notiz davon, aber Nudlmaier in unbewußtem Drange nach Arbeit, richtet seine Dampfsäge ein und beginnt regelrecht zu schnarchen. Nach den ersten Lauten wird er natürlich unsanft geweckt; er macht in seiner Schlaftrunkenheit laute Bemerkungen; nun fährt die Brillenschlange wieder auf und zischt ihn an: von allen Seiten ertönt ein „Pß—ßt!“ Nudlmaier muß Folge leisten; nach Schluß dieser Nummer jedoch steht er auf und verläßt tiefgekränkt mit seiner Gattin den Saal. „Nicht um a G’schloß bringst mich mehr da hinein,“ sagt er zu ihr, indem er in seinen Pelz hineinfährt. „Aber was thun wir jetzt? Das Gekratz da drin dauert so nimmer lang; weißt was, Alte, i führ Dich zum Briennerbäck’ hinüber und wenn ’s gar wird, holn wir den Xaverl ab.“

Gesagt, gethan! Das würdige Ehepaar begibt sich in besagte Konditorei, um ein Glas Punsch zu trinken. Im Lokale ist’s gemüthlich warm und kein Mensch belästigt sie — nur dort in der Ecke sitzt ein Pärchen. Was geht das uns an! Der Punsch ist gut; Frau Nudlmaier wird besser gelaunt und sieht mit boshafter Neugierde auf die jungen Leute in der Ecke. Der junge Mann kommt ihr bekannt vor — Himmel! — Mann! — Entsetzlich! Es ist der Xaverl! Rasch entschlossen besetzt Frau Nudlmaier den Ausgang, er umzingelt die nichts ahnenden Leutchen. Glücklicherweise stellt sich die Sache weit ungefährlicher heraus, als man geglaubt hatte. Xaverl war mit einem Cousinchen den Qualen der Hitze dort oben, wie er sagte, entflohen und beabsichtigte hier den Schluß und dann seine Eltern zu erwarten. Damit ist die Konzertsaison für Nudlmaier beendet; er geht höchstens noch zum „Hünn“.

Dans la Comédie française.

Herr Nudlmaier saß eines schönen Tages im Kaffeehause und las die Zeitung. Wo sollte er als anständiger Mensch und Couponschneider um diese Zeit auch sonst sitzen? Die Zeitung muß aber jeder gebildete Mensch lesen und zwar nicht blos eine, sondern mehrere, damit man verschiedene Ansichten und Richtungen kennen lernt. Deswegen sind dem Herrn Nudlmaier seine Leiborgane die „Fliegenden", die „Bombe", die „Wespen", die „Karrikaturen" — letztere, besonders wenn er sie erwischen kann, bevor sie nach Paragraph so und so viel konfiszirt werden —, und endlich das „Journal amusant". Natürlich liest er auch die „Neuesten" und noch ein paar Tagesblätter. Da studirt er vor Allem die lokalen Nachrichten, daß er weiß, was in München passirt ist, dann das Vermischte mit den schauderhaften und lustigen Sachen, dann schaut er die Provinzialnachrichten durch, ob's keinen seiniger Vettern in Niederbayern noch nicht „dastocha" haben, dann fliegt er die Sportberichte durch, weil da viel von Naturkraft und darauf bezügliche Leistungen vorkommt, zuletzt sieht er sich noch nach den Getrauten und nach den Gestorbenen um, bei welcher Umschau er sich jedesmal ärgert, wenn kein Bekannter darunter ist.

Diese geistige Arbeit hatte er heute eben vollendet; zufällig hatte er sie weiter als üblich ausgedehnt und da war er auf einen Theaterbericht gestoßen, der ihn stutzig gemacht hatte. Es war von der französischen Operettengesellschaft die Rede, von dem pikanten Spiel, von der Anmuth der Darstellerinnen ꝛc. ꝛc. Das machte ihn nachdenklich. Er wandte sich an seinen Nachbar, einen guten Bekannten, den Metzger Wamperl und fragte ihn: „Was is's? Hast d'Franzosen schon g'sehgn?" — „Natürli!" entgegnete dieser, „das mußt anschaugn — so was Fesches — verstehst?" — dabei schnalzte er mit der Zunge und blinzelte mit den Augen — eine Kritik, die in unübertrefflicher Kürze dem Eingeweihten Alles sagt, was er zu wissen wünscht. „Woaßt," fuhr der Wamperl fort, „i hab' die erste Vorstellung g'sehgn, da hab'ns den

Maaßgott geb'n — das war schön — no ja, wia i halt sag, nix Zwoats!" — „Ja, hast denn dö G'schicht verstanden?" forschte Nudlmaier weiter. — „Warum denn net?" erwiderte sein Freund, „wannst net auf's Hirn g'falln bist, verstehst grad gnuag!" — „Da wird heut neiganga, wenn's gleich unsere Irbfeind san!" beschloß Nudlmaier seine Unterhaltung und eilte dann nach Hause.

Seine Gattin war erstaunt, als er plötzlich mitten in der Woche seinen schwarzen Rock, die Glacéhandschuhe und noch andere Prunkgegenstände verlangte. Auf ihr Befragen erklärte er, daß er heute in das französische Operettentheater gehe. Sie sah ihn groß an und sprach dann lachend: „Aber, mein Lieber, Du verstehst ja nix Französisch gar net!" Da sah er sie mit Würde und Stolz an und entgegnete: „Ich, der i auf'm Lechfeld nach die tausend Franzosen im siebzger Jahr hüten hab müssen, sollt des bisl Kauderwälsch net versteh'n? Da kommst mir grad recht — sakrdi nondiö — Madam!" Halb ungläubig und halb erstaunt über die Sprachkenntnisse ihres Mannes, sah die gute Frau ihn eine Zeit lang mit offenem Munde an; dann aber faßte sie einen schleunigen Entschluß und rief: „Alter, da geh' ich auch mit!" — „Oho," meinte er, „Du verstehst ja erst gar nix davon!" — „Und was is 's nachher?" antwortete sie schnippisch, „verstehst vielleicht in der Oper ebbas von dem, was der Chor singt?" — „In Gottesnam' gehst mit, aber vergiß das Sperspektivi net!"

Abends sitzt das Ehepaar behäbig im Parterre und harrt der Dinge, die da kommen sollen. Es wird „Giroflé-Girofla" gegeben, der Vorhang hebt sich und ein Chor beginnt daß Spiel. „Siehst," bemerkt Frau Nudlmaier triumphirend, „daß ma von dem G'sang g'rad so viel versteht, wie von an deutschen Chor! Oder kannst mir sagen, was die da singen?" Nudlmaier räuspert sich verlegen und erwidert: „In dem Punkt kannst Recht haben; mir is selber Vieles unverständlich, aber jetzt sei staad und frag net alleweil, sonst meina d'Leut, mir verstehna nix." Nach einer Episode tritt der Komiker auf. „Siehst, da ist da Vatern von der Schirofle," erklärt Nudlmaier. — Frau Nudlmaier

lacht unbändig. — „Was hast denn mit Dein hölzerna G'lachter?" schilt er unmuthig, „was lachst denn allweil, wenn's net Zeit is!" — „Weil er halt gar a so a dumms G'sicht hat!" — „Desweg'n brauchst net allweil z'lachen!" Jetzt aber läßt sich Nudlmaiers Nachbar mit einem vernehmlichen „Ha, ha, ha!" hören, welches verschiedene Echos weckt. Nudlmaier stimmt natürlich sofort ein heftiges Gelächter an. „Warum lachst denn jetzt Du?" fragt sie. „Jesses, frag' net allweil, dös verzähl i Dir schon noch, lach halt auch, wenn d'Leut lachen, denn da is dann immer was Lustig's g'sagt worden!"

Es erscheint Mademoiselle Decroza — man empfängt sie mit Applaus, dem sich Nudlmaier mit seinen zwei Tranchirtellern von Händen enthusiastisch anschließt. — „No — no — no?" macht Frau Nudlmaier, sieht nach der Diva, kneift die Lippen zusammen und zuckt mit den Achseln. — „Dös verstehst net," flüstert er ihr zu, „da is die Feschigkeit, das Ansambl, die Tournür und die Pikanterie die Hauptsach. — Bravo! bravo!" schreit er begeistert und gleich darauf wird der Primadonna ein Bouquet von unten auf die Bühne gereicht, was Nudlmaier zu weitern kühnen Rufen veranlaßt: „A, scholi — scholi — Bouquet — scholi!" Er will nämlich mit seinen „Sprachkenntnissen" glänzen. Den Operngucker bringt er nicht vom Auge, was seine Frau natürlich ungern sieht. — „Geh zua," sagt sie giftig, „dö Mamsell singt ja, wia a Henna, die legen will!" — „Dös verstehst Du nöt und i muß di schon bitten, sei a Mal staad — mir sitzen mittn unter lauter Irbfeind — es könnt zum größten Skandal kemma! Bravo — bis! — bis! — bis!" Nun schreit und strampelt Nudlmaier mit den Andern um die Wette.

Das Gefolge Mourzouks tritt auf. „Dös soll'n Franzos'n sei'?" mault Frau Nudlmaier. „Wenn da net wenigstens drei Hofbräuhäusler dabei san, nachher laß i mi aufhänga; schaug nur dö Köpf a!" Der Mourzouk imponirt ihr aber durch seine grotesken Leistungen gewaltig und ebenso bringt sie dem hübschen Marasquin ein gnädiges Wohlwollen entgegen. Die Mutter Giroflé's entwickelt sich ganz als Pariser Lebedame — am Schluß der Scene tanzt sie mit Mourzouk

Cancan; Nudlmaier ist vor Entzücken außer sich; er brüllt förmlich: „Kankan, Bravo, trebon!" — „Ja g'fallt jetzt Dir dö Tanzerei?" bemerkt sie. — „Und ob! Was fescher's gibt's ja gar net! — „No i möcht segn, was d'Leut sagatn, wenn unser eins z. B. im Kolosseum auf'n Turnerball, wo doch g'wiß auch auf Körperübung g'sehn wird, seine Füß so umanandaschmeißn thät!" Er hört gar nicht und ist ganz weg. Sie sieht ihn verächtlich an und sagt blos, nachdem sich der Sturm der Begeisterung bei ihm etwas gelegt hat: „Du bist halt an alta Latiadl!"

Giroflé bekneipt sich mit ihren Cousins. „Schaug' nur, die Schiroflee o, ha, ha — bravo — das macht's scho ausgezeichnet;" — „Pfui," sagt die Nudlmaierin; „eine Dame so betrunken, das gibts bei uns net!" — „So, so?" spottet er, „geh a mal am Nockherberg auffi und schaug dö Damen an, die rauskomma — aber das Schönst übersiecht ma mit dem Gepappl — bravo, scholi, scholi! I sag Dir, die Decrozerin, des is eine brillante Person!" — „Geh laß mi aus — da is mir unser Personal grad so lieb — die können's auch markir'n — verstehst mi — und nachher verstehst doch, was sie sag'n!" Nudlmaier denkt sich seinen Theil und nimmt sich vor, den „Maaßgott" das nächste Mal allein anzuschauen. „Nach Schluß der Vorstellung ist er ganz französisch angehaucht; er gibt im Foyer seiner Alten den Arm mit den laut und vernehmlich gesprochenen Worten: „S'il vous plait, Madame!" Vor dem Theater wird er plötzlich von einem Auskunft heischenden Fremdling französisch angesprochen. Er versteht kein Wort, weiß sich aber zu helfen. „Wissen's was — da drin is das Theater, da werd französisch parlirt; da heraussen, wenn's was wollen, nachher reden's deutsch! Verstanden?"

Im Zirkus.

Der Herr Nudlmaier hat soeben einen sehr schönen Aufsatz über die Veredlung des Geistes und Gemüthes gelesen. Wenn ihm auch der Eingang etwas räthselhaft, der Inhalt etwas dunkel und der Schluß beinahe unbegreiflich vorgekommen ist, so verschließt er sich doch der erhaltenen Anregung nicht und denkt weiter darüber nach. „Vornehmlich die Kunst, — so hieß es — leitet den Menschen auf das Gebiet der höheren Anschauung". Endlich hat er die Lösung gefunden: die Kunst soll uns Führerin sein.

„Nanni", ruft er plötzlich aus, „ziag' di an und der Xaverl auch; wir müssen einmal wieder etwas für unsere höhere Ausbildung thun; der Mensch lebt nicht allein von Kalbshaxen und Märzenbier; die Kunst, weißt, die Kunst — das ist — no wie heißt's denn gleich in diesem schönen Artikel — ist das höhere; wir gengan heut' zu die Kunstreiter!"

Frau Nudlmaier läßt sich das nicht zweimal sagen und wirft sich schleunigst in ihren Gesellschaftsstaat, denn sie hat schon gehört, wie schön es im Zirkus sei. Frau Radlberger hat ihr's erzählt, wie man sich mit dem dummen Aujust fast todtlachen könne, und zu einem solchen Selbstmordversuch wäre Mama Nudlmaier gerade aufgelegt. Auch der „Junior" ist sehr erfreut über die Verkündigung des Vaters und putzt sich ganz außerordentlich heraus; er zieht einen Stehkragen und ein rothes Kravattl an. Nur der Herr Papa Nudlmaier macht keine Miene, seine Toilette zu ändern; dagegen holt er seinen größten Operngucker, nimmt die Gläser heraus und reinigt sie mit peinlichem Fleiße. „Ja was thust denn mit dem Mordsspektiv?" meint sie. — „Umhängen", erwidert er; „jeder noblige Mensch hat einen Operngucker bei sich, wenn's was zum Schauen gibt." An der Kasse im Zirkus geht's zu, als ob man dort etwas geschenkt bekomme und man muß sich dort ordentlich hineinquetschen, um an die Reihe zu kommen. „Drei Billeten!" ruft Nudlmaier zum Guckerl hinein. „Welchen Platz?" tönt es heraus. „Am Erscht'n natürlich", gibt er zurück. „Das ist nicht

natürlich", antwortet etwas piquirt der Kassier. „Was ist net natürli?" wiederholt Nudlmaier giftig; aber — „machen's, daß weiterkommen — vorwärts" ꝛc. schallt es aus der Menge zurück; Nudlmaier zahlt und brummt mißgestimmt: „Schaug ich vielleicht aus, wie einer, der auf 'n Fuhe naufgeht?" Er vereinigt sich mit den Seinigen, übernimmt die Führung und segelt der Reitbahn zu. „Wo wollen's hin?" — „Am erscht'n Platz!" — „Da gehen's da ume und hint nüber und nachher auffe!" — Endlich ist der Platz gefunden und die Familie macht es sich bequem. Zuerst unterhält man sich mit der Betrachtung der angekommenen Zuschauer und dieses Schauspiel scheint der Frau Nudlmaier besonders zu behagen. „Da schaug nunter", sagt sie, indem sie ihrem Gatten, der bereits sein „Spektiv" handhabt, einen Rippenstoß mit dem Ellbogen versetzt, „unsere Nachbarin! Sie auch a Bulgarenhaub'n mit dem Kohlrabig'sicht! — Jessas, Jessas! die Kachlmeierischen z'Vierter in einer Losch'n! Wie dö sich aufblas'n und hab'n vielleicht heut Abends um zehn Pfennig Schwartenmagen gessen, daß sie s' Geld z'sammbracht hab'n für die Billeter! Dienerin, Frau Meier", ruft sie dann in's Parquet hinunter, „auch a bis'l Kunstreiter anschaug'n? Das ist schön!" Aber schon wird sie von ihrem Gatten gezupft und belehrt, daß sich das da herin nicht schicke. „Von Dir werd' i mir Vorschriften machen lassen", sagt sie unmuthig. Glücklicher Weise beginnt die Vorstellung. „Sei staad", mahnt er, „jetzt geht's los." Ein Jongleur zu Pferd tritt auf. Er produzirt sich in Ball-, Messer- und Ringewerfen, welche Fertigkeiten eine Zeit lang sogar das Zungenband der Frau Nudlmaier lähmen. „Ja schaug' nur grad, wie der mit die Transchirmesser 'rumwirft — — ja, wo schaust denn Du hin?" ruft sie aus. Nudlmaier macht schnell eine Wendung; er hatte sein Geschütz nach einer Stelle gerichtet, wo eine Schaar Balleteusen beisammen sitzt. „Was genga denn Dich die Madln an", murrt sie, „wirst denn Du gar nimmer g'scheidt? Scham' Dich doch vor'm Xaverl!" Aber der Xaverl sieht nichts, denn der schaut auch irgend wo anders hin — da drüben sitzt nämlich eine höhere Tochter und zwischen dieser

und seiner Wenigkeit hat der Xaverl eine optische Verbindung hergestellt.

Eine neue Nummer wird exekutirt. Ein Kunstfräulein im Balletkostüm fliegt auf ungesatteltem Pferde durch die Bahn: Vater Nudlmaier verfolgt alle graziösen Bewegungen aufmerksam mit dem „Spektiv". „Daß Du heut gar so kurzsichtig bist", bemerkt sie boshaft. — „Ich schaug blos, wo sie mit die Füß' hintritt", erwidert er, „es ist fabelhaft!" — „Ich sag Dir schon später, was fabelhaft ist", bemerkt sie — „o jegerl, jetzt kommen die Hanswurstel!" — „So red' doch net so ungebildet daher", sagt er nunmehr ganz ärgerlich, das sind ja die Clows!" — „Wie heißt mans?" — „Die Clows, Clofn schreibt man, Clow sagt man auf englisch." — „Das laß i mir g'fallen", meint sie, „das sind einmal richtige Künstler — da muß alles Andere, was Künstler heißt, dagegen verschwinden, bravo! bravo! dö Purzlbaum — da soll einer hergehn!"

Nun tritt Soliman, der in Freiheit dressirte Hengst, auf. Er versteht jeden Wink seines Herrn und apportirt das Taschentuch auf die mannigfachste Weise. Nudlmaier's Nachbar zur Rechten, ein kleiner, dicker Herr, ist außer sich vor Enthusiasmus: „Wie so etwas nur menschenmöglich ist", äußert er zu Nudlmaier. „Das ist ein alter Schnee", erklärt dieser, „so ein Gaul ist halt abgerichtet d'rauf." — „Aber denken Sie nur, bis man ein Pferd so weit bringt!" — „Das ist g'rad wie bei einem Hund; da hättens mein Azorl sehen sollen; den hab' ich abg'richt; hat er's gut g'macht, dann hat er a Stückel Wurst oder a Beindl bekommen, wenn nicht, dann hab' ich ihn zwischen die Füß g'nommen und ordentlich durchg'walkt — grad so macht man's mit die Pferd auch!" Mittlerweile kommt ein Voltigeur an die Reihe, ein hübsch gewachsener junger Mann in blauen Trikots. „Das ist einmal ein sauberer Mensch und können thut er auch was", läßt sich Madame vernehmen — „aber wo schau'st denn wieder hin? Man meint, Du hättest 'Spektiv in Pacht; jetzt gibst es mir einmal her, damit ich sieh, was dort für eine merkwürdige Person sitzt." Erröthend entspricht er ihrem Verlangen, nicht ohne in aller Schnelligkeit die

Schraube so angezogen zu haben, daß es ganz unmöglich war, auf einige Entfernung noch etwas zu sehen. „Wie Du da was sehen kannst, das begreif i net“, sagt sie kopfschüttelnd und gibt das Glas zurück, denn soeben tritt der „dumme August“ mit dem Maulthier auf. Ein Sturm von Heiterkeit braust durch das Haus. Madame kommt vor Lachen nicht mehr zu Athem und mit thränenden Augen ruft sie: „Aber so was dumms, na, wie ein Mensch nur so dumm sein kann!“ — „Du wirst doch net glauben, daß der Mann wirklich so dumm ist, wie er ausschaut? Der g'stellt sie ja blos so und das ist die Kunst!“ erklärt Vater Nudlmaier. „Hör auf“, spottet sie, „am End haltst Du Dich auch für einen Künstler — na so was, das ist schon das Höchste!“

„Jetzt kommt die La Plata!“ geht es von Mund zu Mund. „Was is denn dös, La Plata?“ fragt Mama Nudlmaier. Da weiß der Xaverl Bescheid. „La Plata“, erklärt er, „ist etwas in Südamerika, wo in der Geographie vorkommt.“ „Geh, dummer August“, scherzt die Mama, „das ist ein Namen und i hab blos wissen wollen, obs ein Herr oder ein Frauenzimmer ist.“ Die berühmte Reiterin tritt auf. „Siehst es, ein Mann ist's“, sagt sie. Er erwidert nichts, sondern richtet das Spektiv; der vorlaute Nachbar jedoch beeilt sich zu erklären, daß La Plata eine Dame sei. Mit offenem Munde staunt sie die kühne Voltigeuse an; dann aber wendet sie sich an ihren Gatten: „Jetzt hab' ich die OperngucKerei bald satt; für einen solchen alten Esel schickt sich das nicht; überhaupts ist das keine Manier, Kunststücke zu machen; denk' Dir nur, wenn ich in diesem Kostüm auf einem Pferd rum hupfen thät!“ „Um Gotteswillen“, ruft Nudlmaier schaudernd — „so etwas könnt' ich nicht anschauen!“ „Also brauchst auch da nicht zu schauen — i glaub' gar, sie lacht zu Dir rauf?“ „Alte, bild' Dir doch so was nicht ein!“ „Ich hab's deutlich g'sehen — jetzt grad' wieder — no i dank schön, das ist ein rechtes Vergnügen, so etwas zu d'erleben und daneben sitzen z'müssen!“ — „Aber sei doch g'scheid, das ist ja ein ganz allgemeines Lächeln —“ „Kennen wir schon — freu Di nur, wenn wir heim kommen.“

Ein riesiger Beifall erschüttert die Luft; auch Xaverl betheiligt sich mit der ganzen Kraft der Jugend daran. „Da hast es", murmelt sie, „wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen." Die nun folgenden Clown-Entrées und heiteren Nummern wirken zwar etwas besänftigend; der rechte Humor kehrt aber bei ihr nicht mehr zurück. Nach Schluß der Vorstellung erklärt der Familienvater, daß er einen tiefen Eindruck empfangen habe, er empfinde einen mächtigen Durst. Beim Metzgerbräu macht er einen Versuch, die Gattin über Kunstgenüsse und höhere Anschauung zu belehren — aber umsonst; manche Frauen haben eben das Zeug dazu absolut nicht.

Der Ballpraktikant.

Der Herr Privatier Nudlmaier hält außerordentlich viel auf standesgemäße Repräsentation. Wenn er irgendwo eingeladen ist, dann macht er mit, sei es, was es wolle. Aber es gibt für gewisse Dinge gewisse Grenzen, das mußte er vor nicht langer Zeit erfahren. Bei einer Familienunterhaltung in einem Gesangvereine wurde ein Tänzchen gemacht. Nudelmeier nahm seine Alte unter den Arm und bald drehte sich das würdige Paar im Kreise der Tanzenden. Nach einigen Runden jedoch war es ihm, als ob der Saal sich bewege, wie ein Schiff auf hohem Meer, er wankte und mußte von ein paar Komité-Mitgliedern auf seinen Platz geführt werden. „Schau, schau," sagte er, „jetzt ist's mit 'n Tanz'n auch vorbei — i bin ganz damisch!" Dann rief er seinen Xaverl und bemerkte demselben: „Du bist groß g'nug, jetzt rühr Di auch a Mal, probir Du a Mal dö Tanzerei!" Und der Xaverl als gehorsamer Sohn, geht seitwärts wie ein Taschenkrebs auf ein sitzen gebliebenes Backfischchen zu, schnappt ein

paar Mal auf und nieder, wie ein Taschenmesser, dann führt er sie in das Gewühl des Tanzes. Wehmüthig lächelnd sieht ihm der Vater nach und meint, jetzt sei es halt auch so weit, daß er seine Triumphe an diesem Platze an seinen Stammhalter abtreten müsse. Der Xaverl ahnt aber noch nichts von Triumphen. Wie ein Dultaff hupft er durch die Reihen, das kleine Fräulein mit sich zerrend, bald springt er auf die Hühneraugen der Frau Vorstand, bald versetzt er dem Herrn Kassier mit dem Ellbogen einen Rippenstoß, dann rennt er ein auf den Fußspitzen schwebendes Paar über den Haufen, endlich rumpelt er mit dem Herrn Sekretär zusammen, daß man das Krachen von vier Schädeln bis in den entferntesten Winkel hört. Er wird schließlich eben so höflich, als bestimmt ersucht, auszuruhen was er auch mit seiner zerquetschten Donna befolgte. Herr Nudlmaier war wüthend und behauptete, das komme von der verfehlten Erziehung. „Was nützt es einem Bürgerssohn," raisonnirte er, „wenn er alle griechischen Verba auswendig weiß, seine eigenen Glieder aber nicht so gebrauchen kann, wie es sich in einer honetten Gesellschaft gehört!" Er trank noch einige Maß im Zorn hinein und faßte dann seinen Entschluß.

Am andern Tage behändigte er dem Xaverl ein Zehnmarkstück und befahl ihm bei Strafe der Enterbung, sofort das Tanzen zu lernen. Xaverl machte sich also auf den Weg, um die Inskription auf der Tanzakademie zu besorgen. Er stellte sich bei dem betreffenden Professor vor und fragte, wann der Kurs beginne. Derselbe nahm den Jüngling sofort bei seinen Fittichen, warf einen Blick auf die niedlichen Füßchen desselben, welche sich an den langen Gebeinen wie zwei Trajektschiffe ansahen, die eine unverhältnißmäßige Last zu befördern haben. Dann zeigte er ihm, wie man die Füße neben und vor einander zu setzen habe, um in die Geheimnisse des Walzers einzudringen, belehrte ihn, daß man beständig 1, 2, 3, 4, 5, 6 zählen müsse und dann ging's los, Xaverl trampelte eifrig darauf los, wußte bald nicht mehr, welches der rechte oder der linke Fuß sei und stolperte beständig über sich selber. „Nicht so steif, mein Lieber!" hieß es und nun fing er an, mit den Knieen Ausfälle auf

seinen Partner zu machen, die dieser jedoch geschickt zu vermeiden wußte. Endlich wurde er einer älteren Dame übergeben, an deren Seite es ihm gelang, den Kreislauf um den Saal zu vollenden. Nach einigen Tagen war er so weit gezähmt, daß man ihn bei den Uebungen frei herumlaufen ließ und er durfte sein Glück bei einigen jungen Damen des Kurses versuchen. Er faßte Muth und bat eine hübsche kleine Blondine mit einem reizenden Stumpfnäschen um einen Walzer, der ihm auch gewährt wurde. 1, 2, 3, 4, 5, 6 wiederholte er an ihrer Seite emsig, allein er schien doch einige Kalkulfehler gemacht zu haben, denn plötzlich ließ die Schöne ihn mit den Worten stehen: „Sie gelten's, thun Sie's Ihnen überlegen — i hab' meine Füß net g'stohl'n" und verließ ihn zur selbigen Stunde.

Xaverl engagirte in Folge dieser unwürdigen Behandlung einen seiner Freunde, auf dessen rindledernen Stiefeln er sich's einige Zeit wohl sein ließ und endlich glückte es ihm, nach dem Takte der Musik um seinen Tänzer herumzulaufen. Weniger schwierig dünkten ihm die anderen Tänze und besonders die Française gelang ihm über alle Maßen.

So vorbereitet rüstet er sich zum ersten Balle. Papa Nudlmeier hatte für den Xaverl einen etwas aus der Mode gekommenen Frack renoviren lassen. Mama legte ihm einen handbreiten Stehkragen um, der jede überflüssige Bewegung des Kopfes unmöglich macht. Dann verpackte man seine Hände in weiße Glaçehandschuhe und schob den Jüngling in den Ballsaal hinein.

Die schöne Tanzkarte gab ihm den Muth, alle Touren zu engagiren. Er ging von Tisch zu Tisch und beglückte Alt und Jung mit seinen Touren; er hatte gar nicht Zeit, seine Tänzerinnen zu betrachten. Endlich begann die Musik und klopfenden Herzens begab er sich zur Erwählten, um den ersten Walzer mit ihr zu unternehmen. Gegenseitige graziöse Verbeugung, Arm reichen — das ging famos. „Sie tanzen Sechsschritt, mein Herr?" lispelte sie. „O ja!" — „Das ist recht, wissen Sie — ich kann ihn noch nicht recht — aber es wird schon gehen!" Bei dieser Mittheilung sank dem Xaverl das Herz um einige Dezimeter tiefer, aber er

faßte sich wie ein Mann, der dem Schlimmsten mit Heroismus begegnet. Immer näher kommt der Augenblick — jetzt! Er wiegt sich mit ihr geraume Zeit bald auf dem rechten, bald auf dem linken Fuße, aber sie kommen ewig nicht zum Anfangen! „Machens, daß's weiter kommen!" heißt es. Nun schießt er los; sie hüpft auf und nieder, wie eine zappelnde Forelle. „Sie müssen mehr schleifen, Fräulein — 1, 2, 3, — 4, 5, 6 — Obacht!" — aber da lagen sie schon und einige Paare auf ihnen.

Mit Mühe und Noth erreichte er den Platz seiner Tänzerin und übergab sie der giftsprühenden Mama. „Wenn man nicht tanzen kann, soll man nicht engagiren," knirschte diese und achselzuckend trat Xaverl seinen Rückzug an. So etwas konnte bei der nächsten Tour, einer Française, nicht passiren. Eine Dame reiferen Alters stand an seiner Seite und vertrauensvoll erfaßte er ihre Hand. Bei der Chaine Anglaise verstrickte er sich so in der Menge der dargebotenen Hände, daß er nicht mehr wußte, wohin er gehörte und wie ein verlorenes Schaf hin und her irrte. Von seiner Tänzerin glücklich eingefangen, benahm er sich vorsichtiger und verließ die Stelle, auf der er stand, kaum mehr auf ein paar Schritte — der theilnahmsvollen Führung seiner Dame verdankte er es, daß er das Ende erlebte. Die Geschichte fing an, ihn zu ärgern. Wie soll das ausgehen? Schon ruft die Pflicht wieder zum Tanz, diesmal aber wird's flott gehen — Schottisch!! Wer ist die Glückliche? Hier steht „Malvine." Zu seinem Entsetzen wird ihm klar, daß er versäumt hat, sich die Toiletten, Physiognomien und Plätze der Engagirten in's Gedächtniß einzuprägen! Er hatte gar keine Idee — wer und wo! Die Tour begann — Xaverl rannte wie wahnsinnig durch die Tischreihen — wo ist Malvine? Nach den ersten Takten der Musik fühlte er plötzlich einen Ruck, der beinahe einen Flügel vom altersschwachen Frack getrennt hätte. Er sah um; ein kleiner dicker Herr stand vor ihm und rief ihm mit zornfunkelnden Augen zu: „Sie haben meine Tochter engagirt, junger Herr?" — „Bedaure," stammelte Xaverl, „ich weiß nicht mehr — —" „Sie haben's doch schriftlich oder nicht?" — „Ja wohl, hier stehts: Mal-

vine!“ — „Das ist ja meine Malvine, Herr, haben Sie keine Augen? dort sitzt sie und schwimmt bereits in Thränen wegen Ihres unverantwortlichen Benehmens!“ Xaverl stürzte sich auf die schwimmende Jungfrau und eilte mit ihr zum Tanze. Es ging famos und die beleidigte Malvine zeigte sich gar bald versöhnt. Ja, er durfte nach der Tour sogar an ihrer Seite Platz nehmen. Aber schon nahte das Verhängniß in Gestalt der nächsten Tour. Xaverl hatte auch dieses Mal keine Ahnung — wer und wo? Da erfaßte Verzweiflung den Armen; mit einem Fluche warf er die Tanzkarte einem Kellner an den Kopf, nahm sich beim schönsten Stehkragen und expedirte den Xaverl hinaus. Wie ein Verbrecher floh er von dannen — der erste Ball hatte schrecklich geendet. Hoffentlich geht's ein nächstes Mal besser! Bis sechse zählen können, hilft nicht für alle Fälle. Zum Ball gehört mehr!

Am Ziel.

Es war zu der Tageszeit, um welche ein ordentlicher Mensch, wenn er seine gesunden Glieder und den normalen Durst hat, zum Abendtrunk zu gehen pflegt. Beim **bräu in der Sendlingergassen, wie's damals noch geheißen hat, druckten die Leute nur so herein, weil es dort noch ein wirkliches „Altes“ gab, und die Insassen der Stammtische hatten vollauf zu thun, diese geheiligten Stätten vor profanen Eindringlingen zu schützen. In der Ecke beim Ofen war eine Gesellschaft von vier Köpfen bereits versammelt; obschon ein paar sehr beleibte Herren dazu zählten, so gelang es doch nicht, die Plätze so auszufüllen, daß nicht dann und wann ein neuer Ankömmling die ehrsamen Zecher anpürschte und mit einem kurzen „Mit Verlaub“ Platz nehmen wollte. Aber da war nichts zu holen; der an der einen Ecke sitzende Herr

Niederhuber ließ Jeden mit der in ärgerlichem Tone gegebenen Bemerkung: „Da is scho versess'n!“ abblitzen. „Daß der Nudlmaier gar so lang net kommt,“ bemerkte er endlich zu seinem Tischnachbarn, „jetz war er gestern net da — i woaß gar net, was i von dem Mensch'n halt'n soll — is er krank? — aber bei dem Aussehgn glaab i's dengerscht net.“ — „Vielleicht laßt 'n sei Alte net,“ erwiderte der Küchelbäcker K., „i hab g'hört, sie sollt'n in der letzt'n Zeit net recht gut g'lebt hab'n mitnander.“ — „So, so,“ ließ sich der Dritte vernehmen, „i hab mir scho lang denkt, der Nudlmaier is auch koa Guater net!“ — „San's staad, da kimmt er,“ mahnte der Vierte, und nun beeilten sich Alle, den eben angekommenen Privatier Nudlmaier zu begrüßen.

Der Genannte ließ sich langsam und mit feierlichem Ernste auf seinen Platz nieder. Dann holte er einen tiefen Seufzer aus dem Grunde seines Herzens herauf und sagte bedeutungsvoll: „In Gottesnam'!“ — „No, was is denn passirt, Freunderl?“ fragte der Küchelbäcker theilnehmend. — „O mei'!“ gab Nudlmaier zur Antwort. — „Feilt sie ebber ebbas?“ forschte ein Anderer. — „O mei'!“ wiederholte der Gefragte. — „No, so red halt a mal!“ warf Niederhuber dazwischein ein. — Nudlmaier sah ihn zornig an und antwortete gereizt: „Wia kann i denn red'n wenn i no koa Bier net hab? Seitdem, daß dö a paar Leut herin seg'n, paßt ma auf unseroan nimma auf!“ — Die schäumende Maß erschien übrigens baldigst; nach einem andächtigen Blick auf das köstliche Gut, that er einen tiefen Zug und kam erst nach geraumer Zeit mit etwas freundlicherer Miene wieder zum Vorschein. — „Wo sind's denn gestern g'steckt?“ begann nun Niederhuber das Verhör. — Nudlmaier sagte Anfangs gar nichts, dann schüttelte er sein edles Haupt und erwiderte, wie es schien etwas niedergeschlagen: „Den gestrigen Tag vergiß i mei Lebtag net — so ebbas is no net da g'wesen!“ — „Ja waar net übel — hör'ns auf — raus damit!“ hieß es nun von allen Seiten. — „Ja, meine Leut'“ — begann Nudlmaier, „so etwas kann nur mir passir'n. Ein solches Pech, wie ich, hat kei Großbräuer! Denkts Euch, i bin gestern auszog'n!“ „No, da is doch nix dahinter,“

meinte der Küchelbäcker. „Hinterm Auszieg'n freili net, aber hinter dem, was drum und dran is. I sag Ihnen, wenn's mich wegen der Miethsteuer net scheuch g'macht hätten, i hätt mir schon lang was kauft. Sehens, des Auszieg'n des hat seine Mucken schon vor's angeht. I leb' mit meiner Alten schon seit vierzehn Tagen auf'm Kriegsfuß. Das war eine Wascherei, Flickerei, Kehrerei und Putzerei, daß man hätte wahnsinnig werden können. Zehnmal hab i ihr g'sagt, daß die ganze G'schicht umsonst is, denn beim Umzug werd ja all's viel staubiger als z'erst und nachher geht die Wirthschaft von vorn an. Natürlich hat sie darauf g'sagt, i soll mich net um Sachen kümmern, die ich net versteh, und i sag meinerseits drauf, warum sie nachher an solchen Troddl g'heurat hat und so is die Komödie losganga, beinah Tag für Tag." Es folgte eine große Bierpause, dann fuhr er fort: „Das is aber no gar nix, denn im Grund g'nommen is mei Alte doch eine sehr vernünftige Frau, die schon einsieht, was sie an mir hat und deshalb mich mit der Arbeit net z'viel plagt hat. Endlich kommt der Michaelitag — Alles war b'stellt, Alles in schönster Ordnung. Ich hab'n Hausherrn das Stümperl Zins zahlt, der Möbelwagen — na, daß i net lüg' — die zwoa Möblwag'n — und was für Trümmer — waren da, jetzt geht die Gschicht los. Wir haben uns in d'Arbeit getheilt; mei Frau ist in der alten Wohnung blieb'n; ich hab das Einzieg'n übernommen. Ich geh' also in die neue Wohnung in dene neubauten Häuser und da begegnet mir die Hausmeisterin; die war früher bei uns Köchin. „Grüß Gott, Herr Nudlmaier," sagt sie, „das ist schön, daß S' zu uns kommen" — und was ma halt redt. „Ueber zwei Stieg'n ziag'ns nauf?" fragt sie. „Ja, über zwei Stiegen," sag i.

Auf einmal kommt mir eine Idee. „Sie", sag' ich, „Frau Hausmeisterin, könnten Sie nicht dableiben, wenn die Leut' mit die Möbel kommen? Sie wissen eh a jed's Stuck und wie die Zimmer bei mir eing'richt war'n; ich werd' Ihnen schon erkenntlich sein!" Die Frau hat eine Mordsfreud' und ich auch, denn ich bin nachher abg'schob'n in's Kaffeehaus, wo wir unser Tertel machen — bis der zweit'

Wagen kommt, denk' i mir, bist schon wieder da. Jetzt, meine Herren, jetzt kummts, das Pech, das niederträchtige." „No, was wird 's sein? Is was g'stohln word'n oder hab'ns was verbrochen?" ging die Frage bei den Zuhörern. „Noch was viel Aergeres is passirt; i sag' Ihnen, in der ganzen Weltg'schicht war so was no net da! I schleich mich um fünf Uhr rum ganz vergnügt nach der neuen Wohnung — wie ich an's Haus hinkomm, steht da der zweit' Wagen — mei Alte und d' Hausmeisterin daneben — g'rad, als wenn's einander fressen wollten und wie's auf mi los is — mei Alte nämlich, das ist net zum beschreiben! Denkens Ihnen — hat die Hausmeisterin, dö dumme Gans, a falsche Wohnung aufg'sperrt und i bin ohne mein Wissen, während dem ich tertelt hab, um a Hausnummer z'weit zog'n und hab nachher nochmal aus- und umzieg'n müssen!" Ein allgemeines Gelächter war die Folge dieser Enthüllung; der Herr Niederhuber jedoch hätte gern noch mehr gewußt, indem er weiter fragte: „Nun, Herr Nudelmaier, was hat denn da die Frau Gemahlin eigentlich g'sagt?" Da wurde Nudlmaier ganz giftig. „Wissens, auf eine solche Frage sollt ich Ihnen gar net antworten; wenn Sie das net wissen, was eine Frau in einem solchen Falle sagen thut, dann kann ich Sie bloß bedauern; wenn Sie aber meinen, daß Sie mich aufzwicken wollen, dann suchen's Ihnen einen anderen Hanswurscht'n raus, als mich! Resl — noch a Maß!"

Der Mensch ohne Frack.

Eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Kleidungsstücke des gebildeten Mannes ist entschieden der Frack. Derselbe trägt nicht nur ungemein viel zur Verschönerung des männlichen Körpers bei, sondern verleiht auch seinem Träger

die Signatur der Festlichkeit, des Anstandes und der Noblesse. Das zeigt sich bei allen bedeutungsvollen Ereignissen des Lebens vom Anfang bis zum Ausgang. Gewöhnliche Buben werden in gewöhnlichen Röcken aus der Taufe gehoben; eine viel höhere Weihe liegt aber in dem Vorgang, wenn der Pathe befrackt erscheint, was bei dem Täufling bislang allerdings noch nicht vorgekommen ist. Hat der Mensch die Schulbank verlassen, so ist das Nothwendigste die Erwerbung des Frackes; man braucht ihn zu Vorstellungen, auf Bällen, in Gesellschaften, dann und wann auch zum Versetzen. Bis in die spätesten Lebenstage ist der Frack eine manchmal glänzende, mit der Zeit zuweilen auch schäbige Legitimation für den Bildungsgrad des Mannes und wenn man stirbt, kann man ihn erst recht nicht entbehren, denn Jedermann weiß, daß ein anständiger Mensch, wenn er gestorben ist, seinen Frack anzieht, um sich seiner Stellung gemäß begraben zu lassen.

Der Frack hat bereits die Welt erobert; er hat bei den meisten Kulturvölkern die Nationaltracht verdrängt und sich sogar bei den wildesten Erdenbewohnern eine ehrenvolle Stelle errungen, denn viele Sandwichs- oder auch Kongokönige tragen ihn ohne Zuthat irgend einer anderen Leibesbedeckung bekanntlich mit Vorliebe als Staatskleid. Daß einzelne Berufsklassen ohne den Frack gar nicht wären, was sie vorstellen, beweisen z. B. die Kellner. Nimmt man Einem von diesen das charakteristische Merkmal des Fracks — die beiden Flügel — ab, dann bleibt von dem Armen nichts übrig, als ein ganz simpler Piccolo, der noch nicht auf der Höhe der Wissenschaft angelangt ist. Eigenthümlich berührt uns jedoch die Thatsache, daß die meisten Menschen sich geniren, im bloßen Frack auf der Straße zu bummeln, eine Land- oder gar eine Bergpartie damit zu machen, ebenso würde es nicht gerne gesehen, wenn ein Jagdgast zur Ausübung des Waidwerkes im Frack erschiene; manche Menschen schwärmen für das erwähnte Kleidungsstück, andere haben eine Art Vorurtheil gegen dasselbe in sich aufgenommen. Wie es aber unmöglich ist, gegen den Strom zu schwimmen, so dürfte es eine Danaidenarbeit vorstellen, wenn man gegen den Frack ankämpfen wollte.

Davon weiß unser alter Freund und Privatier Nudlmaier zu erzählen. Der hat sich auch gegen den Frack versündigt; es wurden ihm aber die Augen geöffnet und jetzt hat er einen solchen heillosen Respekt vor demselben, daß er sich jeden Abend besinnt, ob er nicht zum Schlafengehen seinen Frack anziehen soll. Das ist aber folgendermaßen gekommen: Nudlmaier erhielt eines Tages eine Einladung zu einer Abendunterhaltung einer der hervorragendsten Gesellschaften der Stadt. Natürlich beschloß er, davon Gebrauch zu machen und beauftragte seine Gattin, ihm das nöthige Rüstzeug für sein Auftreten in Bereitschaft zu halten. „Du ziehst natürli Dein Frack an und den Tschakko Klapps,“ fragte die brave Frau, welche auch wußte, was sich gehört. Er aber als verbummelter Philister protestirte dagegen und meinte: „Warum net gar, mein neuen schwarz'n Gehrock richt'st her und die a'gnahten Glaßö-Handschuh — das wird wohl fein sein, denn mei Frack der is schon auf der schwach'n Seiten und hat schon bald keine Haar mehr aufz'weisen.“ — Sie opponirte zwar, aber wenn der Nudelmaier sich einmal was in den Kopf gesetzt hat, dann hilft keine Belehrung und so kam er, in den neuen Rock eingeknöpft, an dem bewußten Abend in dem glänzend erleuchteten Festsaale an. Beim Eingang stand ein Herr im höchsten Frack, mit schneeweißer Kravatte und ditto Handschuhen angethan, um die Gäste zu empfangen. Es war ein alter Bekannter Nudlmaier's, und Letzterer schickte sich an, denselben in kordialer Weise zu begrüßen. „Ah, Herr Nudlmaier,“ entgegnete dieser und ging auf denselben zu — aber im gleichen Moment zog er den vorgesetzten Fuß zurück, steckte die rechte Hand in die Brustseite, legte die linke Hand auf den Rücken und sah den Ankömmling vom Fuß bis zum Kopfe augenscheinlich mißbilligend an. Der aber schob sich in den Saal hinein, wo schon eine große Menge von Herren und Damen versammelt war, die sich gegenseitig vom Wetter und von der Hitze, von der Beleuchtung und von der Schönheit des Abends erzählten. Er bemerkte nicht, daß hinter ihm ein befrackter Jüngling mit einer Glasscheibe im Auge auf den Empfangsmenschen zustürzte und demselben die bittersten Vorwürfe machte. „Wo

kommen wir hin," eiferte er, „wenn wir den Unfug einreißen lassen, daß Leute in einem so skandalösen Anzuge, wie dieser Herr dort, sich in unsere Gesellschaft mischen? Zuletzt fällt Einem ein, einmal im Schlafrock zu erscheinen; sorgen Sie doch dafür, daß der Mann auf seinen faux pas aufmerksam gemacht wird!" Nudlmaier schlängelte sich indessen ahnungslos durch die Menge, von vielen schönen Augen mit Erstaunen betrachtet; die besten Freunde wichen ihm aus oder verhielten sich ihm gegenüber ungeheuer reservirt; wo er sich anpürschen wollte, zersprengte er eine Gruppe; wenn er eine Unterhaltung anzuknüpfen suchte, brachte er es kaum über die Begrüßungsphrasen, gewöhnlich „mußte" der Andere schnell fort.

Vergeblich forschte er über das Räthselhafte der Situation nach und beschloß endlich, in einem Glase Wein die Wahrheit zu suchen. „Sie Kellner!" rief er einem befrackten Jüngling zu, „bringen's mir die Weinkart'n." So was imponirt sonst, allein in diesem Falle warf der Jüngling blos einen durchbohrenden Blick auf ihn und wendete ihm dann den Rücken. Nudlmaier erkannte, daß er einen Gast statt des Kellners mit seinem Auftrag beehrt hatte und getraute sich jetzt gar nicht mehr etwas zu verlangen, weil ihm überall, wohin er auch blickte, das Wahrzeichen des Abends, schwarzer Frack und weiße Kravatte, vorwurfsvoll entgegensah. Eine ungeheure Ahnung dämmerte in ihm auf und tief beschämt, als ob er in einem Badekostüm gekommen wäre, zog er sich in eine Ecke zurück, um in aufrichtiger Zerknirschung über seine trostlose Lage nachzudenken. Da kam ein alter Freund auf ihn zu, musterte ihn lachend von oben bis unten und rief dann: „Aber altes Haus, wie siehst Du denn aus!" Erschrocken sah Nudlmaier in den Spiegel, entdeckte aber nichts. — „Nein, mein Lieber, in dem Rock" — „Der hat 70 Markel kost'" murmelte Nudlmaier — „kannst Du nicht verkehren; das ist ja rein unmöglich, warum hast denn Deinen Frack nicht angezogen?" — „Warum?" Aus Oppositionswuth, um der braven Frau nicht Recht geben zu müssen! Sie sprachen einige Zeit über den außerordentlichen Fall, dann faßte Nudlmaier einen Entschluß. Er setzte sich in ein Droschkerl, fuhr nach Hause, zog seinen alten Frack an, band

ein weißes Bindchen um den Hals, nahm den Tschakko klapps in die Hand und erschien dann wieder auf seinem Platze. Die Wirkung war eine geradezu phänomenale. Alle Welt kam ihm entgegen. Leute, die ihn nur halbwegs kannten, erkundigten sich um sein Wohlergehen, um das Befinden der werthen Frau Gemahlin und um den liebenswürdigen Herrn Sohn Xaverl. Seine Freunde umringten ihn und führten ihn per Arm durch den Saal, man stellte ihn den verschiedensten Damen als den berühmten Reisenden und Sprachforscher vor — er fühlte sich wie neugeboren — und als er im Kreise einer gemüthlichen Vereinigung älterer Herren Platz genommen hatte, präsentirte ihm ein Herr im Frack unaufgefordert die Weinkarte. — Der alte Frack hatte Wunder gewirkt und bewiesen, daß ein Frack wohl Glanz und Haare verlieren, aber dessenungeachtet seine Kraft als Talisman des Menschen bewahren kann, — denn was ist der Mensch ohne Frack!

Das Orakel.

Frau Nudlmaier und ihre Freundin die Frau Nußberger haben sich eben während des Einkaufes auf dem Viktualienmarkt getroffen und stehen in eifrige Gespräche vertieft mitten auf dem Trottoir des Hauptdurchganges, ohne sich von den vorüberfluthenden Menschenmassen oder durch einige wohlgemeinte Püffe beirren zu lassen. Sie haben eben keine andere Gelegenheit, sich auszusprechen, denn eine Frau die um 11 Uhr am Herde stehen und aufpassen muß, daß nichts verdirbt, kann sich nicht in den Salon setzen und warten, bis irgend eine Freundin zur Besuchszeit die Neuigkeiten des Tages überbringt. Die Neuigkeiten sind aber im gegenwärtigen Falle schon abgethan und das Gespräch nimmt

einen intimeren Charakter an, denn die Stimmen erklingen etwas gedämpfter und ein tiefer Ernst beschattet die runden Gesichter der beiden Frauen.

„Was Sie nöt sag'n, Frau Nudlmaier!" bemerkt Frau Nußberger auf eine geheimnißvolle Mittheilung. „Ja, das wär noch s'wenigste, aber diese Träume, die ich hab — da könnt ich Ihnen Stunden lang verzähln — und all'weil traamt ma dös nemlich — ich sag Ihnen, dös muaß was bedeut'n. Und daß ich's Ihna im Vertrauen sag — aber ganz unter uns — —" „Aber Frau Nudlmaier — Sie kenne mi ja — wann's zu mir was sag'n, is grad, als wenn Sie's in a Grab neiredat'n!" — „Hörn's auf mit'n Grab — dös is's ja, mir hat schon dreimal vom Sterbn traamt und allweil is mei Alter dabei g'wes'n und hat g'lacht dazu — is das net erschreckli?" — „Aber na, wia oan nur so was traama kann; da möcht's oan glei friern!" — „Gelns ja? Dös laßt mir koa Ruha und i muaß raus bringa, was ebban dahinta is, aber wenn i nur wüßt, wia!" „Ja — sagt die Nußbergerin — geben thäts da schon was — aba ma därfs gar net laut sag'n, wissen's zum Beispiel mit die Spiritusgeister — da hab'ns doch scho davo g'hört?" — „Dös is die G'schicht mit'n Tischruckn und wo ma nachher sei Großmuttern herzitiren kann, und die thut zletzt klopf'n — Sie dös haltet i net aus, da sterbet i vor Schrecken!" — „Ja, es gibt aba auch Spiritusgeister, die wo schreib'n und das is eigentli das Richtige. Wenn's dös woll'n — da könnt i Ihnen schon Jemand verrath'n!" — „Pfüat di Gott, das is mei Sach nöt — mit die Geister, da will i nixn z'thun hab'n, lieber laß i mi no dreimal eingrab'n im Traam!" — „Probiren Sie's a Mal mit der alten Detschnbergerin — die is berühmt weit und breit und die nobligsten Damen g'hören zu ihrer Kundschaft. Die schlagt's Ihna aus der Kart'n raus — nix zwoats net!" — „Das war schon eher was," entgegnet Frau Nudlmaier auf diesen Vorschlag, „i möcht scho lang allerhand wissen, aber i kenn die Frau gar net und da müßten's schon so gut sein und mit mir hingehn!" — „Ja warum denn net?" erwidert Frau Nußberger, „was thut ma net, um sein Neben-

mensch'n z'helf'n — das b'sorg i recht gern; i laß's Ihna wiss'n wann's z'treff'n is!" „Habts no net bald ausg'ratscht, ös Charfreitaratsch'n ös?" ruft das Eierweib in der Nähe herüber; „i wer enk glei a paar Fonteller bringa, ös Dachln ös!" „Sehgn's so gemein sind die Leut auf dem Markt," bemerkt Frau Nudlmaier auf diese Interpellation. „Wannst a bisl a Gwand anhast, mußt Dir von dene Weiber da die gröbsten Injuramenter g'fall'n lassen. Also es bleibt dabei — aber Verschwiegenheit!" — „No, das versteht sie von selber — i und ebbas ausschwatz'n — das gibts fei nöt!"

Ein paar Tage später wandern die beiden Frauen in eine entlegene Straße der Vorstadt hinaus, um die berühmte Pythia zu besuchen. Der guten Frau Nudlmaier wird schon jetzt unheimlich zu Muthe, denn sie passiren ein förmliches Winkelwerk von Gäßchen und betreten endlich ein kleines Häuschen, dessen Pforte in einen tiefer gelegenen finsteren Gang führt, durch den die zwei Frauen durchtappen; an einer Thür, welche aussieht, als ob sie in den Keller hinabführte, klopft die Frau Nußberger und auf das vernehmliche „Herrein" betreten sie den Wohnsitz der Frau Detschenbergerin. Eine vor Hitze beinahe brodelnde Atmosphäre benimmt den Eintretenden den Athem; die Beleuchtungsverhältnisse sind so, daß man das ärmliche, alte Mobiliar, bestehend aus einem thurmhohen Bett, einem mit Gingham überzogenen, dünnbeinigen Kanapee und einem inkrustirten — mit was, kann man sich denken — Tische nebst ein paar Stühlen fast nicht zu unterscheiden vermochte. Am Fenster sitzt eine Dampfnudel in Menschengestalt, eine Dame in den reiferen Jahren, die vielgerühmte Detschenbergerin. Eine Beschreibung ihrer Physiognomie ist nicht gut durchführbar, weil in dem runden, fettglänzenden Antlitz alle Anhaltspunkte fehlen, die eine charakteristische Bezeichnung ermöglichen könnten. Die alte Sybille bleibt hocken wie eine lebensmüde Kröte und Frau Nußberger beeilt sich, ihre Gefährtin vorzustellen, indem sie bemerkt: „Das wäre die Frau, wo ich Ihnen g'sagt hab', Frau Detschenberger!" Letztere machte eine Achtelswendung mit dem Körper, um einen Blick auf die seitlich stehende Nudlmaier werfen zu können, welche

bereits in Folge der herrschenden Hitze und wachsenden Aufregung zu schwitzen beginnt. „Setzen's Ihna!“ lautete das Kommando. Frau Nudlmaier holt sich einen Stuhl und setzt sich zur Alten und Frau Nußberger nimmt auf dem altersschwachen Kanapee Platz.

Jetzt geht's los. Die Wahrsagerin holt ein über alle Massen schmutziges Spiel Karten hervor, und legt es auf den Tisch: „Abheben!“ Nudlmaierin hebt ab und muß dies dreimal thun. Nun nimmt die Detschenbergerin die Karte in die Hand und läßt die Blätter nach einander durch ihre wurstartigen Finger gleiten. „Sö san verheirat — Kinder haben's keine, halt! da hätt' ich's bald übersehn — da is er ja! An Buabn habns — Jessas und der hat gar auch schon a Verhältniß!“ „Wär net übel!“ schaltet die Frau Nudlmaier entsetzt ein. „Pßt, thuns mir net dreinreden, mahnt die Prophetin; also was i sag, is g'sagt, das Glaub'n is eana Sach. Da hab'n wir den Mann! Er is noch in die besten Jahr a bisl auf der lustig'n Seit'n, glei in der Höh' und zu einer glücklichen Zukunft bestimmt. Sie selber ham als Madl a mal a Verhältniß g'habt, aber es is nix draus wor'n. Sie san a herzensguate Frau, aber a bisl eigensinni und i glaub gar a wengl Eifersucht steht auch bei Ihnen. Der Glücksbua is aba auch in der Nachat, also kanns net fehln! So, hebens no mal ab!“ Die Frau Nudlmaier schwitzt große Tropfen und hat ein Gefühl, als säße sie im Beichtstuhl. Wenn nur nicht mehr kommt, denn wissen thut die Alles, das steht fest! Die Alte fährt fort. „Eine gewisse Angelegenheit beunruhigt Sie und macht Ihna große Sorg'n. Aber die G'schicht geht gut naus und Sie werd'n bald von dera Angst derlöst sein. Eana Mann steht mit'n Herz'n bei Ihna — sehens da is der Herz Zehna — — aber das is a Teufelsg'schicht; hütens Ihna vor einer falschen Person, die sich in ihr Familienglück eindrängen möcht. Aber es wird ihr nicht gelingen, denn der gute Freund bringt Alles an Tag. A kleine Krankheit steht auch ins Haus und a Todesfall in der Verwandtschaft, der aber a Geld ins Haus bringt. Ihna Mann steht bei der Reis', er is vom G'richt dazu veranlaßt. An Ihrem Sohn werden's

noch viel Kummer, aber auch viel Freude derleb'n, er wird ein berühmter Militär." — „Ah, hörns auf," bemerkt Frau Nudlmaier — „der Xaverl is ja militärfrei, weil er etliche Kröpf hat." — „Dös macht nix," entgegnet die Kartenschlägerin, „heut zu Tag woaß Neamad, der sie auf d'Nacht als a Gsunder ins Bett legt, ob er in der Fruh net als Soldat aufsteht! Für die nächste Zukunft steht leider nix guts in Aussicht — ein großer Verdruß — der Oachlzehner und der Oachlsiemer machts wahr. Hütens Ihna vorm Wasser und steig'ns alloa auf koan Berg nauf — sonst steht Alles prächti. So, jetzt zeigens mir ihr Hand, nachher san mir firti!"

Die Frau Nudlmaier hat schon ein Markstückl in der Hand und streckt diese der Pythia entgegen. Frau Nußberger bedeutet ihr pantomimisch, das sei zu wenig. Die Alte schüttelt den Kopf. „Dö Lebenslini ist unterbrochen, i glaab — —" Frau Nudlmaier holt mit der Linken noch ein Markstück hervor und legt es auf die Hand. „Schau, da kimmts wieder zum Vorschein und ziagt sich, freilich a bisl schwach in die Läng." „Drei!" sofflirt die Nußberger und die Nudlmaier legt das dritte Markstück auf. „Aba da herunt'n wird's kräftig," lautet nun der Wahrspruch — „ah — ah — Sö wern recht alt, da kann ma nur gratulir'n!" Die Sitzung ist geschlossen, die Damen gehen nach Hause, eifrig über die Orakelsprüche disputirend. Ja, überall hin passen die Prophezeiungen — wie man nur das Alles wissen kann! Wenn nur der Verdruß vorbei wäre! Es wird Nacht; Frau Nudlmaier träumt von der Alten und von der falschen Person. Von diesen Bildern geängstigt erwacht sie um halb drei Uhr Nachts, wie ihr Gatte sich eben in's Zimmer schleicht, da er heute „über die Schnur gehaut" hat. Sie beginnt eine fulminante Gardinenpredigt, in der auch von der falschen Person die Rede ist; Nudlmeier wird „fuchtig" und der Spektakel ist fertig. Nachdem der Sturm ausgetobt hat, schluchzt sie in die Kissen und murmelt: Alles hat's g'wußt und Alles geht naus, wie sie's g'sagt hat!

Kleine Bosheiten.

Wieder schmücken sich Feld und Flur mit zartem Grün und duftigen Blumen, überall sproßt und sprießt es; die holde Frühlingszeit, die jedes Menschen Herz erfreut, ist gekommen und wer davon noch mehr wissen will, frage einen lyrischen Dichter, der wird ihm gründlichen Bescheid geben. Aber auch auf anderen Plätzen, als gerade auf der prangenden Flur erstehen Blumen und blühende Gewächse; man werfe nur einen Blick in die Schaufenster der Putzmacherinnen und Modehandlungen: der holde Lenz übt auch auf diesem Gebiete seinen Zauber, dem auf die Dauer auch der gefühlloseste Ehemann nicht widerstehen kann. Seitdem der Frühling in das Land gezogen ist, kann sich unser alter Freund und Privatier Nudlmaier einer gewissen lyrischen Stimmung nicht erwehren. Er geht mit seiner Hälfte Tag für Tag spazieren und sucht nun immer die Plätze auf, wo er Nahrung für diese seine Gefühle zu finden hofft. Er besucht den Hofgarten und schwärmt seiner Begleiterin von den Knospen vor, die sich entfalten und zeigt eine kindische Freude, wenn ein Kastanienbaum früher als die anderen seine Blüthen treibt, dann steuert er auf den Maximiliansplatz, in den botanischen Garten, auf den Karlsplatz, um die Fortschritte des Frühlings zu beobachten. Sie theilt den Enthusiasmus für den holden Lenzknaben und dirigirt ihn alle Augenblicke zu einem anderen Modegeschäft, erklärt ihm die Schönheiten der neuen Zeit, aber ach — der Same des Guten fällt stets auf unfruchtbaren Grund; er hört nicht, oder thut so, als ob er nicht hören würde. Daß so etwas eine Frau erbittern und kränken muß, begreift selbst ein Kannibale. Sie dachte allerdings nicht daran, daß Nudlmaier erst kürzlich eine große Rede gehalten hatte, worin er seiner Familie anzeigte, daß man sich etwas einschränken müsse, einmal, weil die Papiere sehr schlecht stünden und dann, weil der Hausherr schon wieder um 150 Mark gesteigert habe und zwar aus dem Grunde, weil im Hause vis-à-vis ein Gummibaum und eine Fächerpalme an's Fenster gestellt worden war, in Folge dessen die Bewohner des Hauses, in dem Nudlmaier residirt,

eine ganz tropische Aussicht genießen, so behauptet nämlich der Hausherr.

Das Alles ist aber noch kein Grund, der Frau das Nothwendigste zu entziehen und ihr die Lebensadern zu unterbinden; Frau Nudlmaier faßte einen geheimen Groll und erklärte ganz im Stillen ihrem Gatten den häuslichen Krieg. Gelegenheit zur Eröffnung der Feindseligkeiten sollte es nur zu bald geben.

Eines Abends dünkte es dem Herrn Nudlmaier, der eben sein Tagewerk in einer der Platzlfilialen vollendet hatte, es sei ihm nicht recht „extra" und er beschloß deshalb, sich aus puren Gesundheitsrücksichten noch ein „Pünscherl" im Rathskeller zu leisten. Die niedrige Temperatur, welche draußen herrschte, rechtfertigte das Verlangen vollständig; man muß doch auch auf seine Gesundheit sehen; wie leicht könnte man sich da einen Katarrh holen, der sich jedenfalls zum Schlimmsten auswachsen wird! Als Familienvater ist man verpflichtet, für die Erhaltung seiner Gesundheit etwas zu thun; Nudlmaier war von dieser Pflicht begeistert und traf, befriedigt von seinem moralischen Unternehmen, im tiefen Keller ein. Dort sitzt man nie allein; ein paar gute Freunde trifft man immer und so ging es auch in diesem Falle; Höflichkeitshalber mußte der treffliche Nudlmaier etwas länger verweilen, als er beabsichtigt hatte. Die Zeit war bereits bedenklich vorgeschritten, als er sich zu seinen Penaten begab. Wie üblich, entledigte er sich schon vor der Hausthür seiner Stiefeln, um Niemanden zu stören und schob sich dann geräuschlos in das Schlafzimmer hinein. Zu seiner großen Ueberraschung brannte dort jedoch ein Licht auf dem Nachttischchen und aus dem Bette der Lebensgefährtin blickten ein paar Augen vorwurfsvoll auf den Eintretenden. In scherzhafter Weise begrüßte er seine noch wachende Gattin und erklärte ihr, wie es gekommen, daß er sich verspätet habe. Sie schweigt wie ein Grab; ihre Augen werden größer und größer, bis endlich die erwartete Thräne langsam herabkugelt. Dann beginnt der Vortrag, den sie sich ausgedacht hatte; er vergräbt sich in die Kissen und hört eine Zeit lang zu; endlich schläft er ein oder thut aus Bosheit so, als

ob er schliefe, so daß die Pointe des Vortrags, worin die Herzlosigkeit und der Egoismus gehörig beleuchtet werden, indem er kostspielige Gelage halte und dabei seiner treuen Lebensgefährtin nicht einmal etwas biete, womit sie ihr Haupt bedecken könne, vollständig verloren ging.

Als der Tag anbrach, hatte der arme Nudlmaier erst einige Stunden geschlafen und es wurde ihm allmälig wohl in den Armen des Morpheus, als er von seiner liebevollen Gattin in liebevollster Weise geweckt wurde. Aergerlich darüber fragte er nach der Zeit und sein Aerger wuchs zum Grimme, als er erfuhr, daß es noch sehr früh sei. Um ihr Vorgehen zu rechtfertigen, behauptete die Frau, er habe ihr gesagt, er wolle seiner Gesundheit halber mit Morgenspaziergängen beginnen, und da habe sie es für ihre Pflicht gehalten, ihn zu wecken. In dieser rührenden Pflichttreue erblickte er aber leider nur einen Akt der Bosheit und giftete sich so gewaltig darüber, daß er gar nicht mehr schlafen konnte, sondern mit einer Tretmühle im Kopf und einem Strick um den Magen aufstand. Ein Riesenkater umkrallte sein ganzes Ich, er ließ aber davon nichts merken, sondern machte sich mit lächelnder Miene daran, sein Tagewerk zu beginnen, um Brod für die Seinigen zu verdienen, indem er die Maicoupons von den Bogen abschnitt und einige Dividendenscheine zurecht richtete. Nach dieser anstrengenden Thätigkeit ging er fort und vergönnte sich ein kleines Frühstückerl, das aber erfolglos verlief. Er hoffte insgeheim, die Gattin werde, wie schon oft in ähnlichen Fällen, seinem Zustande bei der Auswahl des Diners Rechnung tragen. Aber umsonst! Ein saures Gesicht war das einzige „Saure", was er Mittags zu sehen bekam; Reis, Kartoffel — kurz das ausgesuchte Gegentheil von dem, was er erwartet hatte, kam auf den Tisch. Alles die Folge weiblicher Bosheit! Mit Wonne schickte er sich an, die schnöde Welt im Mittagsschläfchen zu vergessen. Es dauerte nicht lange, da wurde er wieder geweckt, ein Kolporteur hatte die Lieferung eines Schauerromans gebracht; Frau Nudlmaier fragte mit der scheinheiligsten Miene der Welt, ob sie darauf abonniren dürfe, es koste blos 10 Pfg. und sie habe ohnedieß nichts,

was ihr Zerstreuung biete, oder die schlaflosen Nächte durchwachen helfe. Mit dem Mittagsschläfchen war's vorbei; Ingrimm im Herzen sann er auf Rache!

Solche Bosheiten müssen gestraft werden! Lange zermarterte er sein Gehirn; es fiel ihm nichts ein; plötzlich kam ihm der Gedanke an seinen Wahlspruch: „Mei' Ruah will i haben!" und nun war sein Entschluß gefaßt. Er machte gute Miene zum bösen Spiel, ging schnurstracks mit der Alten ins Magazin, kaufte den gewünschten Sommerhut mit einer ganzen Frühlingslandschaft darauf und nun war's plötzlich anders geworden! Diese Sorgfalt, diese Liebe, diese Aufopferung nicht zu beschreiben! Und dabei meint man, die gerechte Entrüstung einer bedrückten Frau sei Bosheit! Nie!

Pfingsten in München.

Es war am Vorabende des Pfingstfestes. Kein Windhauch regte sich: balsamische Düfte der eben erschlossenen Blüthen würzten die laue Luft, der ganze Zauber der Lenzlust umstrickte die lustwandelnde Menschheit; „o Maienzeit, o Zeit der Wonne, Zeit der ewig jungen Liebe", sang Herr Nudlmaier, nahm seine mollige Gattin an den Arm und pilgerte hinaus in den Hofbräuhauskeller; dort schaukeln sich auch schneeweiße Blüthen auf dem dichtbelaubten Geäste ober dem Haupte des sinnenden Wanderers, verliebte Maikäfer schwärmen um die Gipfel der Bäume, alle zehn Minuten wird frisch angezapft — o, wie wunderschön ist doch der Mai! Bald saß er mit seiner Hälfte im Kreise fröhlicher Genossen; da waren sein Freund Wamperl mit Gattin, sein Genosse Schwärzelche mit Gemahlin — zwar kein Münchener, aber sehr stark akklimatisirt — und ein trauernder

Strohwittwer und Schlossermeister versammelt und Alle freuten sich des herrlichen Abends und der flüssigen Gottesgabe, an der sich nur der Schenkkellner freventlich versündigte, indem er den Aichstrich zuweilen sehr schmerzlich ignorirte. Es war keine gewöhnliche Kneiperei; die Anwesenheit der Damen verschönte das Dasein der naturbegeisterten Gesellschaft; die holden Genossinnen sahen aus wie lichtgekleidete Schmetterlinge, welche die schweigende Natur beleben; zeitweise tauchten sie in die steinernen Kelche und sogen süßes Vergessen aus ihnen — „o Nacht, o Maiennacht, wer hat Dich doch so schön gemacht“, summte Frau Nudlmaier voller Seligkeit vor sich hin.

Man unterhielt sich zuerst über die Schlechtigkeit der Welt, dann sprach man von der Schönheit der Zeit und berieth endlich, was am Pfingstsonntag anzufangen sei. Es wurde viel hin- und hererwogen, bis man zu einem Resultate gelangte. „Denkt's nur die Masse Leut!“ mahnte der Schlossermeister, „nirgends kriegst was G'scheids um Dei Geld — —“. „Ja, das ist die Hauptsach“, unterbrach ihn Wamperl, „i möcht schon im Jahr a mal was ordentlichs z'Mittag essen!“ — „Oho“, mischte sich schnell seine Gattin ein, „man möcht' meinen, Du bekämst zu Haus die reine Armenhauskost!“ — „Wer redt denn von dahoam“, erwiderte er, „draußen, da schmeckts noch einmal so gut!“ — „Wie wärsch denn, Kinner“, ließ sich Schwärzelche vernehmen, „wenn mer emol nach Wolfratshause ging, da soll's Hühnelche gewwe — pickfein un a scheenen Spaziergang hawwe mer auch von Ammerland weg, des wär was!“

„Eigentli“, ließ sich nun Herr Nudlmaier vernehmen, „hab i an andere Reis' machen wollen; mir is die Giselabahn im Kopf g'steckt, aber a so a Spießhendl is auch net ohne, und deshalb und den Damen zu Lieb — hiebei lüftete er den Strohhut galant — geh'n wir mit.“ — „Bravo,“ hieß es, „das wird eine prächtige Partie“ und Jeder wußte von den Schönheiten derselben schon jetzt die reizendsten Dinge zu erzählen. Begeistert nippten die Nachtschmetterlinge fort und erst als der gefühllose Schenkknecht den letzten leeren Banzen zu Boden schmetterte, machte man sich auf den Heim-

weg. Der sternenbesäte Himmel sah freundlich auf die Glücklichen nieder — die Welt ist doch schön!"

Der Bahnhof sah am Pfingstsonntag in der Frühe aus wie ein Bienenstock, um dessen Besitz sich fünf bis sechs weisellose Völker streiten. Das war ein Summen von Stimmen, ein Durcheinanderrennen, ein Rufen und Schreien; hier ertönte ein Signal für die verlorenen Freunde, dort pfiff einer seiner unsichtbar gewordenen Gattin, die sammt den Pfändern der Liebe im großen Schwarm untergegangen war, dann wieder rief eine gellende Stimme nach dem Azorl, der zwischen einer Million fremder Beine umherirrte, Männer fluchten, Kinder heulten, Hunde bellten, die Stationsdiener riefen die Züge aus — es war großartig!!

Nudlmaier mit Gesellschaft bewegte sich würdevoll durch die Massen. In geschlossener Phalanx, die Weiber in der Mitte, dirigirte er sein Häuflein durch die wogende Menge und hatte bald den harrenden Starnberger Zug erreicht. „Vorwärts", hieß es und immer vor stürmten die vergnügungssüchtigen Menschen. „Nur vor!" Keuchend trabte die Gesellschaft etwa hälftig bis zur nächsten Station; endlich gelang es, ein Coupé zu erobern; kunstgerecht wurden die Damen verladen; schnaubend und schwitzend warfen sich die Herren auf ihre Plätze, der erste Theil des Vergnügens war angetreten. Herr Wamperl saß am Fenster und machte meteorologische Betrachtungen, „die Wolken dort" — murmelte er und schüttelte das Haupt. — „I glaub gar, der will uns Angst machen," rief Nudlmaier, „heut wird der schönste Tag — das verziegt sich bis in einer Stund!" — „Gel und Du hast keinen Regenschirm net bei Dir," mahnte die Gattin. „Laß mir mei Ruah, Nanni", brummte er und damit war die Geschichte abgethan, nur der Schlossermeister seufzte beständig: „dö Leut, dö Leut, dös is ja narrisch!"

Mit einer einstündigen Verspätung langte der Zug in Starnberg an; Nudlmaier formirte die Schlachtordnung und nahm mit einem kräftigen Vorstoß das Schiff Bavaria, allwo sich die Gesellschaft auf dem Verdeck niederließ. Die Wolke im Westen wurde größer, das Mailüfterl blies bereits sehr unangenehm über den See. Nudlmaier be-

schwichtigte die Bedenken der Gattin mit einer Halben und dem letzten Paar Bratwürsten, die aufzutreiben waren. In Tutzing mußte man umsteigen, weil man auf's unrechte Schiff gerathen war, und Nudlmaier verzeichnete nach einigen Minuten die Eroberung des Dampfers Ludwig, welche nur einige Schleifen und ein paar werthlose Hühneraugen gekostet hatte. Der Wind blies heftiger und die Wolke stand tintenschwarz über den Häuptern der Ausflügler, welche zwei Stunden später, als dies nach dem Fahrplan geschehen hätte sollen, in Ammerland landeten. Kaum hatten sie ein leidliches Unterkommen gefunden, da brach das Unwetter los — Blitz, Donner und eine Sündfluth — das richtige Pfingstwetter. „Mit dö Wolfratshauser Hendln waar's nix", seufzte Nudlmaier. „Gel und Du hast kein Schirm bei Dir", mahnte sie. „Mei Ruah laß mir" grunzte er ihr zu. Man aß, was da war und trank, so lange es regnete. Endlich ließ das Unwetter nach und man entschloß sich zu einem Spaziergang nach Leoni. Leider war noch eine Wolke da, welche sich auf die Wanderer herabsenkte, ehe sie ihr Ziel erreicht hatten.

Endlich war der Hafen in Sicht. „Dö Leut! Dö Leut!" jammerte der biedere Schlossermeister. Nudlmaier ging zum vierten Male vor und nahm auch das Schiff Wittelsbach mit aller Bravour seiner kräftigen Ellbogen. In Starnberg zog man sich unter ein gastliches Dach zurück, denn eine dritte Wolke sah finster auf die vergnügenssüchtige Menschheit herab. Ein Beefsteak, ein paar Glas Bier, ein wehmüthiger Blick auf die verschleierte Schönheit der Seelandschaft, dann ging es an die letzte, ernste Arbeit des Tages, an den Sturm auf den harrenden Bahnzug. Nudlmaier entwarf einen Schlachtenplan; er und Wamperl stürzten sich an eine Coupéthüre und vertheidigten den Zugang zu derselben löwenmüthig, wie einst Leonidas die Thermopylen, bis die Damen angekeucht kamen und sich die Gesellschaft ihres Sieges freuen konnte. Sie waren zu sieben und acht Plätze sollten besetzt werden. Am Ende kommt noch ein recht unangenehmer Mensch herein? Flugs wurde aus den Ueberziehern eine Puppe fabrizirt, mit einem Hut bedeckt und in die Ecke gelegt.

Da kamen sie nun und zählten 1—2—3—4—5—6—7—8 und gingen wieder zum Ergötzen der Insassen — das war das einzige wirkliche Vergnügen des ganzen Pfingstausfluges!!

Naß und enttäuscht kamen sie in München an, ließen sich im „Deutschen Kaiser“ nieder und trösteten sich mit der Speisekarte und dem „Eberl“ über den mißlungenen Ausflug hinweg. Und das heißen die Leute ein Vergnügen!

O wie wunderschön ist doch der Mai!

Im Wohlthätigkeitsbazar.

Theure Freundin!

Ich kann nicht anders — ich muß! Ich muß Ihnen eine Mittheilung machen und ich kann nicht warten, weil's mich sonst zersprengt die Neuigkeit bis morgen. Wo meinen's, daß ich gewesen bin? Geln's das derrathen Sie nicht? Meinen's vielleicht im Faust, wo's einander die Kleider vom Leib g'rissen haben, daß Billeter kriegt haben? Gar kein Schein! Noch was viel Höcheres müssen's rathen! Aber ich siech schon, Sie thuns doch nicht derrathen, also passen's auf: Ich war im Bazar, der wo für die überschwemmten Bühnengenossenschaften in Deutschland im Residenztheater abgehalten wird. Sie, so was Nobliges haben's noch nicht gesehen und ich kann Ihnen nur rathen — doch lassen's sich erzählen!

Schon am Residenzplatz wird's einem ganz grün vor die Augen, da stehn nämlich Lorberbäume in voller Pracht da und so dick, daß man die ganze Genossenschaft mit Lorberkränz versorgen könnt. Dann geht man in's Residenztheater hinein und holt sich an der Kassa die Billeter, Person eine Mark oder ein Fufzgerl, wenn keine Musik dabei ist. So

nobelig ist's, daß man nicht einmal das seidenste Sonnendachl mitnehmen darf, was ich in die Garderobe geben hab. Vor der Thür steht ein Portier mit einem Mords-Tambormaschorstecken; den haut er in Boden hinein, wenn eine Person von Rang vorbeigeht — wier er mich g'sehen hat, Sie, der hat weiters nicht in Boden neinghaut, daß ich ganz erschrocken auf d'Seiten gsprungen bin; ob er bei Ihnen auch hineinhaut, weiß ich nicht; unsereiner ist halt zu gut bekannt. Wenn man in's Theater hineintreten thut, nachher wird man ganz damisch vor lauter schön! Da wo sonst die Sperrsitzer sind, wo ich und mein Mann immer hingehen, steht eine grüne Insel mit lauter exotischen Pflanzen, wie z. B. Palmen, Hollerbuschen und Anderezehen u. s. w. — ich weiß die botanischen Namen nicht, weil mein Mann nicht bei mir war. Die Parterrloschen sind lauter Kaufläden, einer prachtvoller wie der andere, und die Damen, wo da verkaufen thun, sind Alle so maskirt, wies damals g'wesen sind oder wies dort sind, wo's her sind, z. B. aus Chinesien oder Afrika. Aber man muß nicht glauben, daß es wirkliche Chinesinnen oder Alterthümer sind, sondern es sind nette hübsche Mäderln aus der höchsten Aristograzie oder Künstlerkreisen. Da wenn Sie z. B. unsere Kolpratörinnen anschauen, — da kann man doch nicht von Reiz und Toalette reden, aber da, da sind die Kolpratörinnen wie Postillone aus der Napoleonszeit angezogen und wenn so eine einen Herrn anlacht, dann kauft er sofort eine Zeitung, wenn er kein Troddl ist. Da sollen sich unsere Zeitungsbesitzer ein Muster dran nehmen! Da ist nun auch ein Zigarrenladen, in dem eine echte Mohrin — ich sag' Ihnen, ein fesches Frauenzimmer — griechische Zigaretten verkaufen. Sie soll eine G'schlafin sein, die 's irgendwo kauft haben, aber wenn man die sieht, muß man schon Sie sagen — die schaut aus, als wenn's mit Hofbräuhausbier aufg'ammelt worden wär' und sehr gebildet ist sie — kurz — ich hab's eine Viertelstund — ich lüg' nicht — mit offenem Mund ang'schaut. Und was ist dabei? Ist sie nicht unsere Schwester? Sind wir nicht auch die G'schlafinnen von unsere Männer? Doch das gehört nicht hierher!

Nebendran ist eine Posterbetizion. Ein sehr feines Fräulein sagte mir, daß ein Brief für mich da sei, nämlich ein poste restante. Ich denk, die will mich andrehen, aber sie fragte mich nochmals und sagte, ich soll sagen, wie ich heiß. „Nudlmaierin“, sag' ich. „Ja freilich,“ sagts: „zwei Brief sind für Sie da, der eine aus Schweden, der andere aus Nordwegen!“ Sie gibt mir zwei Brief — ich mein ich fall um, steht wirklich meine Adreß drauf. Das Porto hat zwei Mal dreißig Pfennig kost, weils so weit her waren. Ich brich die Brief auf und von wem meinen's, waren die Brief? Da könnten's gleich in den schönsten Hut 'neinstehen — von dem berühmten Dichter warens, vom Hendlrik Ibsen, der wo die Gespenster gemacht hat!! Was sagen's da dazu? Daß wir sehr bekannt sind, hab' ich gwußt, aber daß wir so weit herum bekannt sind, habe ich nicht geahnt. Und dann — aber ich bitt um Direktion — was mir der Herr Dichter geschrieben hat. Zwei Gedichter hat er auf mich g'macht — in dem einen heißt er mich einen Schmetterling, in dem andern gar eine Lilie!

O es gibt noch galante Manner, aber weit muß man gehen, gleich bis nach Schweden, bis mans find! Ich weiß gar nicht, was ich thun soll; soll ich dem Herrn Ibsen antworten oder die Huldigung heimlich in meinem Busen tragen? Sie brauchen nicht zu lachen, ich finde das sehr liebenswürdig, wenn man einer Frau solche Artigkeiten sagt. Doch das bleibt unter uns. Ich geh weiter, obschon auch Postpaketer und Korrespondenzkarten da waren. Ich kam nun in eine Kunsthandlung, wo die schönsten Bilder in Oel, Aquarell, Kreide, Pastette und Bleistift, sowie auch Kulpturen da waren. Und nun kommt das Merkwürdigste! Ich entdeck, daß sich mein Mann von einem sehr berühmten Künstler hat porträtiren lassen und aufs Nagerl ist er troffen. Nur die Frisur ist nachlässig, weil ich nicht dabei war. Jetzt erklär ich mir, woher unsere Berühmtheit kommt. Da hättens sehen sollen, wie die Damen auf meinen Nudlmaier und seinen Maßkrug hing'spitzt haben. 250 M. kostet er — eigentlich ist er mehr werth, mein Alter, aber bei der Ueberschwemmung nimmt mans nicht so genau.

Gleich daneben steht ein Faß mit Ueberraschungen, die größte davon ist, daß der Griff 1 Mk. 50 Pf. kost: ich hab ein Büchel herausgefischt, Tanzerinnerungen heißt es, da kann man alle Tänz hineinschreiben, die man gethan hat und am Schluß vom Jahre weiß man, wie oft man sitzen geblieben ist. Ein Glückshafen ist auch da, wo der Hanswurstl 50 Pf. kostet. Ich dachte an meinen Mann und ließ diese Versuchung vorübergehen. Auf der Bühne steht eine Konditorei, in der es auch Bier gibt, wo einem junge Damen bedienen, die viel artiger sind, als so eine Kellnerin, so daß es einem noch mal so gut schmeckt.

Ich habe einen Schaumtorten gegessen und ein Quartl Bier dazu getrunken, dann bin ich zur Chinesin gegangen und habe mir einen Thee geben lassen, habe aber in Folge eines Mißverständnisses einen Maskarino von einem schweren Reiterleutnant ausgetrunken. Nebenbei gesagt, hab ich mit den höchsten Persönlichkeiten verkehrt, denn die Grafen, Baröner u. dgl. sind grad so hin und hergelaufen und ich mitten unter ihnen. Und unsere Künstler wenns g'sehen hätten! Den Herrn Bonn habens mit Schokoladie ang'strichen und da hat er ausg'schaut wie ein Beduwiener — aber schön, zum Anbeißen! Was ich Alles g'fühlt und empfunden hab, kann ich gar nicht erzählen, da müssens schon selber hingehen — ich garantir Ihnen — schauens die paar Markerl net an, wer soll's denn thun, als wir, die wir's haben! Und denkens an das gute Werk und an das Elend von der überschwemmten Bevölkerung; so überschwemmt zu werden und noch dazu mit lauter Wasser, das ist grausam! Mündlich mehr.

In Eile grüßt Sie

Ihre ergebene

Anna Nudlmaier, Privatiersgattin.

P. S. Von dene zwei Gedichter brauchens vor mein Mann nichts zu sagen, Sie wissen ja, wie g'spassig die Männer sein können.

Auf hoher Alp.

Das Bergsteigen ist eine so alltägliche Sache geworden, daß man eigentlich nicht davon reden sollte, wenn es sich nicht um eine ganz außerordentliche Tour handelt, von welcher der betreffende Tourist mit einem Dritttheil seiner Kleidung und mit der Hälfte seiner Haut zurückgekommen ist. Aber es gibt Leute, welche auch den kleinsten alpinen Unternehmungen eine gewisse Großartigkeit abzugewinnen vermögen und zu diesen gehört unter Anderen auch unser alter Freund und Privatier Nudlmaier mit Gattin. Die Freundinnen der Letzteren hatten der Reihe nach den Wendelstein bestiegen und pompöse Berichte von ihren Erlebnissen mit in die Kaffeekränzchen gebracht, welche den Thatendrang der guten Frau Nanni ganz außerordentlich entflammten. Sie hörte nicht auf, ihren Gatten, der die Ruhe und Bequemlichkeit über Alles hoch schätzt, die Annehmlichkeiten einer solchen Bergpartie zu schildern, bis er endlich seine Zustimmung zu dem gewünschten Ausfluge gab. Er betonte dabei, daß er ein großer Verehrer der Gebirgswelt sei, jedoch bislang immer vorgezogen habe, die Erhabenheit der Berge von unten aus zu bewundern. „Du hast kein Schein net von der Mühseligkeit, die ma da durchmach'n muß. Dö Hitz, dös Schnauf'n, dös Schwitz'n, den Durst — es ist net zum beschreib'n, was da Alles passirn kann. Aber i woaß scho, Du gibst es net nach, bis mir alle zwoa irgendwo drunt'n lieg'n — also in Gottsnama, geh'n wir halt!"

Nun wurden die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Sie kaufte vor Allem zwei Tiroler Wildschützenhüte, schön säuberlich aus Stroh geflochten; den ihrigen verzierte sie mit einem Federg'spiel, den ihres Gatten mit einem Gamsbart, von welchem allerdings Nudlmaier behauptete, er sehe aus wie ein „Maurerpemsel." Dann ließ sie sich ihre Lederstiefletten tüchtig sohlen, für ihn bestellte sie ein Paar niglnaglneue Bergschuhe. Als er sie zum ersten Male anzog und durch das Zimmer marschirte, da krachten die Dielen, kleine Spähne lösten sich vom Boden ab und er versicherte, es sei ihm zu Muthe, als gehe er auf Stelzen. Eine gewisse Sorgfalt ver-

wendete er auf die Ausstattung des Rucksackes, welche alpine Einrichtung seinen ganzen Beifall fand. Er kaufte Vorrath ein, als wollte er ein Auswanderschiff verproviantiren, Fleisch, Eier, Speck, Konserven, Wein wurden in tüchtigen Mundportionen eingepackt. „Vergiß die „Ziehgarrn“ net!“ mahnte sie. „Freili, Ziehgarren werd' ma' auf'm Berg raucha — da g'hört a Pfeif'n her“, erwiderte er und steckte eine neue Porzellanpfeife, auf welcher eine Gemse gemalt war, zu sich. Zwei tüchtige Bergstöcke vervollständigten die Ausrüstung des Ehepaares, und nun ging's dahin. Die ganze Nachbarschaft streckte die Köpfe zum Fenster heraus, als die Nudlmaier'schen in die vor ihrem Hause stehende Droschke einstiegen und in ihrer vollen Ausrüstung feierlichst absegelten. — „Je — der Nudlmaier mit'n Bergstecka!“ hieß es. „Die oane schaug an, mit dem Ballon und die schöna Gocklfedern d'rauf!“ — „Fall fein net abi, Nudlmaier!“ rief der Nachbar Wamperl dem Touristenpaar noch nach; dann waren sie den Blicken der staunenden und wie sie meinten auch neidischen Menge entschwunden.

Als Nudlmaier durch das Bahnhofsgebäude schritt, schauten die eben vor ihm Gehenden erschrocken um und sprangen zur Seite, denn sie glaubten, es sei irgendwo ein Gaul ausgekommen und habe sich da herein verirrt — so sehr klapperten die Bergschuhe auf dem Steinboden. Sehr viel Noth machte ihm auch das Einsteigen, denn er wußte zuerst nicht mit den zwei Bergstöcken unterzukommen und erst nachdem er das eine Ende des einen Stockes einem nichtsahnenden Handlungsreisenden an die Nase, das andere Ende des anderen einem Dritten an das Schienbein gestoßen hatte, befolgte er den etwas derb gegebenen Rath der Mitreisenden, die Stöcke unter den Sitzen zu versorgen. „Dös geht scho guat an!“ brummte er, sie aber wußte seine Laune bald wieder zu verbessern, indem sie auf das prächtige Wetter und auf die Genüsse hinwies, welche ihnen bevorstünden. Holzkirchen machte auf Nudlmaier einen sehr guten Eindruck, nicht blos wegen seiner Lage und wegen des zu Tage tretenden Gebirgsstiles, sondern auch deshalb, weil man hier ein frisches Glas Bier und warme Würstchen bekam, was er

sich bestens schmecken ließ. Nur zu bald hieß es: „Einsteigen!“ und in blinder Hast stürzten die Passagiere hinaus zu den Zügen. Nudlmaier trat bei dieser Gelegenheit einer Dame auf den Fuß, was zur Folge hatte, daß diese förmlich ins Coupé getragen werden mußte. Der Begleiter derselben räsonnirte furchtbar, zum Glück in englischer Sprache, wovon Nudlmaier kein Wort verstand. „Sie, der schimpft Ihnen weiters nicht!“ stichelte der Handlungsreisende, welcher den Nasenstüber davon getragen hatte. — „Der soll's nur probirn und soll ein deutsches Wort reden, nachher werd' ich ihm den Standpunkt schon klar machen!“ — „Einsteigen!“ Nudlmaier stieg ein und alle Insassen der Wagenabtheilung verbargen schleunigst die Füße unter den Sitzen aus Respekt vor den „Hufeisen“.

Man kam nach Schliersee und bestieg dort den „Zeiserl-Wagen“ um baldigst Bayrischzell zu erreichen, von wo aus der Wendelstein angestiegen werden sollte. Die köstliche Gebirgsluft und die schöne Umgebung veranlaßten Nudlmaier, einen kleinen Frühschoppen während der Fahrt zu arrangiren und zum ersten Mal erklärte er, daß es nirgends schöner sei, als im Gebirge. In Bayrischzell wurde Mittag gemacht und damit für die folgenden Strapazen ein solider Grund gelegt; dann ging es bergan. Ein kräftiger Jüngling des Dorfes trug den Rucksack und die Regenmäntel; die behäbigen Gatten pilgerten mit ihren Stäben dahin, akkurat wie die Bruderschaftspilger bei der Prozession in München; von der Höhe aus gesehen machten sie aber der Hüte halber mehr den Eindruck von zwei wandernden Schwammerlingen.

Die Sonne stand noch hoch, der Weg war schattenlos und nach einer halben Stunde troffen die Wanderer von Schweiß. Er wurde ärgerlich: „Unsinn; — Bergfexerei — Schlag treffen,“ das waren die Aeußerungen, welche sich seinen Lippen entrangen. Zum Glück kam man zu einer Bank. Wortlos ließ er sich darauf fallen, winkte den Rucksack herbei und holte eine Flasche hervor. Die Gattin sprach ihm Muth zu und mit Hilfe des Affenthalers begeisterte sie ihn auch zum Weitergehen. Nach einer halben Stunde

wiederholte sich die Szene und unter fortwährenden Protesten und Vorwürfen erreichten sie endlich den Serpentinenpfad zum Unterkunftshaus. „Jetzt haben wir's gleich!" jubelte sie. Sie marschirten weiter und bald darauf schimpfte er weidlich über die Dummheit, einen Weg zu bauen, der immer hinum, herum geht — die reinste Fopperei: er wurde störrisch und wäre umgekehrt, wenn nicht plötzlich das Ende des Weges sichtbar geworden wäre.

Man betrat das Haus, Nudlmaier inspizirte die Räume, entdeckte ein Originalfaß, eine duftige Küche, umarmte seine Nanni und rief: „Die Wunder der Natur sind unendlich, Nandl, zuhöchst auf dem Berg heroben — ein Wirthshaus! Das is großartig!" Man nahm Massenquartier, weil alle Zimmer besetzt waren, machte es sich so bequem als möglich, aß und trank und war fröhlich und guter Dinge. Abends kletterten sie zum „gachen Blick" auf und betrachteten das herrliche Bild, das sich dem Beschauer hier bietet. „Prachtvoll — wunderschön." — Das war Alles, was sie sich sagen konnten, obschon sie dasselbe im Innern verspürten, wie eine neben ihnen stehende Dame, welche von ineinanderfließenden Tinten, von purpurbesäumten Wipfeln, von bräutlich verschleierten Hügeln, vom sterbenden Tag und von der erwachenden Majestät der Nacht schwärmte. „Horch!" rief Nudlmaier. — „Eine Drossel?" fragte die Dame. — „Anzapft werd," entgegnete Nudlmaier, der die fernen Schläge gehört hatte; „Nanni komm schnell runter!" — „Entsetzlich verrohte, materielle Menschen!" seufzte das Fräulein. Nudlmaier fand den Stoff köstlich und erklärte den Wendelstein für die Perle Bayerns; man begab sich zeitig zur Ruhe; Frau Nanni verschwand in der Damen-Abtheilung, er kroch auf die erste Matratze seitlich und wenn er das Lager auch nicht so fand, wie zu Hause, so schlief er doch bald genug ein. Leider wurde er oftmals gestört. Bald kamen neue Gäste, bald unterhielten sich die Schläfer ungebührlich laut miteinander, dann wieder wurde er selbst wegen polizeiwidrigen Schnarchens geweckt, endlich gegen Morgen zu lag Alles im tiefen Schlummer. Plötzlich ertönte der Wecker im Hausflur; Nudlmaier fuhr erschrocken auf und wäre mit dem Kopf durch das Dach ge-

rannt, wenn die Sparren nicht so solide gewesen wären. Man weckte zum Sonnenaufgang. Nudlmaier war außer sich, rieb seinen Kopf und sagte zu sich selber: „Jetzt steh' i net auf, und wenn d' Sonna zehnmal auf und abtauchen thät, so eine Behandlung auf den freien lichten Höhen? da hört sich Alles auf!" — Während die anderen Gäste zur Spitze aufstiegen, machte er sich Umschläge, theilte der Gattin den Vorfall mit und erklärte, daß er ausschlafen wolle und auf alles Sonnenlicht verzichte. Sie machte den Aufstieg mit, er schlief noch ein Weilchen, setzte sich dann zum Frühstück und war eben bei der zweiten Tasse, als Frau Nanni zurückkehrte und ihm eine enthusiastische Schilderung des Sonnenaufgangs machte. — „Da hab ich's besser g'habt," lachte er, „ich hab net warten müssen, bis d' Sonnen aufg'standen is, die war schon da, wie ich herg'sessen bin!"

Nudlmaier drückte dem Herrn Wirth seine Anerkennung wegen der Schönheit des Wendelstein aus, dann machte man sich zum Abstieg bereit. Anfangs ging es gut, bald aber wollten die Kniee nicht mehr halten, jeder Schritt war ein elektrischer Schlag; verzweifelt rief Nudlmaier aus: „Alte, i glaub, i hab den Knieaschnackler!" Die neuen Bergschuhe thaten auch ihre Schuldigkeit, er bekam wunde Füße! die zweite Hälfte des Weges legte daher das Ehepaar seitwärts schreitend zurück, wie ein paar Taschenkrebse. In Bayrischzell kam er kreuzfuchtig an und miethete sofort ein Wagerl, in Schliersee kaufte er Hausschuhe — die Bergstöcke vermachte er dem jungen Träger — denn „einmal und nicht wieder!" behauptete er feierlich. Im Kreise seiner Freunde aber erzählte er viel von den Gefahren der Wildniß und berichtete über den Wendelstein: „Ein herrlicher Berg, wenn man drob'n is, eine prächtige Partie, wenn man drunten is, aber den Vorzug hat er vor vielen anderen — einen famosen Stoff, wie man ihn herunten nicht besser finden kann!"

In der Ausstellung.

Als seiner Zeit bekannt wurde, daß das betreffende Komite endgiltig beschlossen habe, am Isarquai ein Ausstellungsgebäude zu errichten, da schüttelten viele Leute die Köpfe und zuckten die Achseln und meinten, es werde nicht viel dabei herauskommen. Wie sie dann sahen, daß trotzdem die mächtigen Gebäude nur so aus der Erde herauswuchsen, erhoben sie die Stimmen und wußten Dinge zu prophezeien, welche jedem Aussteller und hauptsächlich jedem Garantiefondszeichner die Haare hätten sträuben müssen, wenn sie daran geglaubt hätten. Und als das Ganze vollendet war, da riefen Alle: „Bravo!“ klatschten in die Hände und sagten mit einem gewissen nativistischen Stolze: „Ja so etwas verstehen wir in München, das macht uns so leicht nicht Jemand nach!“

Zu den Pessimisten aber zählte auch der Privatier Nudlmaier. Vielleicht wäre er schon früher anderer Ansicht geworden, wenn man nicht übersehen hätte, ihn in irgend ein Komité zu wählen. Statt dessen wurde er eingeladen, eine erkleckliche Summe zum Garantiefonds zu zeichnen. Dem Boten, der ihm diese Nachricht brachte, wäre es schlimm ergangen, wenn er ihn noch erwischt hätte. Er schwur, keinen Pfennig für die Ausstellung zu riskiren, besann sich aber später eines Besseren, als er erfuhr, daß sein Gevattersmann, der Wirth in der *straße, namhaft gezeichnet habe und setzte noch um einen Tausender mehr ein, als dieser. Damit glaubte er aber das Recht erkauft zu haben, seine Meinung recht ungeschminkt ausdrücken zu dürfen. Gezeichnet hatte er aber nur, um seinen Gevatter zu übertrumpfen und um bei den „Gwapplten“ zu figuriren. Er selbst blieb kalt bis in's Herz hinein. „Den Unsinn, in dera Gweihstraß'n an Ausstellung z'machen; die Leut wer'n so dumm sein und vom Bahnhof bis an d' Isarbruck'n lauf'n!“ oder: „An d' Isar bauen sie's hin, da könnens doch wenigstens a Badanstalt draus machen — vor die vielen Leut braucht sie da Neamad z'schenirn!“ — Und als die Ausstellung eröffnet war und glänzende Berichte darüber in den Zeitungen erschienen, meinte

die Frau Nanni: „Es muß doch schön sein; hast es net g'lesen, Alter?“ — Da wurde er giftig und bemerkte: „Lauter Schwindel, lauter Reklam': von dene G'schichten, die über solche Sachen in der Zeitung steh'n, derfst d' Hälfte scho glei vornweg abziehen, die andere Hälfte is nachher — doch no verlogn!“

Sein Xaverl schlich sich eines Abends fort und besah sich die Ausstellung. Am anderen Morgen erzählte er beim Frühstück, daß es „nix Schöneres auf der Welt geben könnt', als die Kunstgewerbeausstellung.“ — „Natürli,“ polterte der Alte, „Du mußt Dei Nas'n überall zuerst drinn haben, Du Gelbschnabel — i werd' Dei Taschengeld reduziren, daß Dir Dei Neugierd vergeht!“ — „Aber die Frau Niedermaierin hat's auch g'sagt,“ schaltete Frau Nudlmaier ein, „daß es wunderschön sein soll!“ — „Hör' mir auf, mit der dummen Gans,“ raisonirte er weiter, „was versteht denn Di vom Wunderschön! Wenn die in Spiegel 'neischaugt, nachdem meint's auch, es is wunderschön was da 'rausschaugt und derweil hat der Hagenbeck gar kein solchen Pavian not net aufz'treiben g'wußt, wie der wär', dem die gleichschaut.“

Eines schönen Abends saß die Familie auf dem Keller und Nudlmaier freute sich mit dankbarem Gemüthe seines Daseins. Es wurde ihm immer weicher ums Herz und er ermüdete nicht zu betonen, daß es so was, wie einen Keller, in der ganzen Welt nicht mehr gebe. „Aber natürlich solchen Leuten, die der Menschheit ein wahres Paradies geschaffen haben, setzt man keine Monumenter,“ bemerkte er. „Xaverl, jetzt holst noch eine, dann gehen wir!“ Gegen neun Uhr Abends machte sich die Familie auf den Heimweg. Derselbe führte sie über die Isar und das ganze Bild des Ausstellungsplatzes zeigte sich den Vorübergehenden in seiner vollen Schönheit; sogar der Himmel half mit, dasselbe zu beleuchten, denn der blinkende Mond verstärkte die vorhandenen Bogenlampen um ein erkleckliches und setzte da und dort noch einige Lichter auf dem Gemälde auf, die recht gut wirkten. Die drei Fontänen rauschten hoch hinauf in die Lüfte, hellblinkend ragte der stattliche Bau aus dunklem Grün auf und fröhliche Musik erscholl von dort her. Frau Nanni

war ganz weg. „Prachtvoll!“ rief sie. Er räusperte und nickte: „Ja, ja, net übl!“ — „Jessas,“ rief seine Nanni plötzlich, „schaug die Fontanelle an, die wern jetzt ganz roth und grea — a so was!!“ Der Xaverl schlug vor, wenigstens durchzugehen, der Spaß koste ja blos ein Markerl. Nudlmaier ließ sich überreden und nun hatte er den Rubikon überschritten. Sein Widerstand gegen ein anerkennendes Zugeständniß war bald gebrochen; ehe er noch das Ende des Platzes erreicht hatte, war aus dem Saulus ein Paulus geworden. „Kinder,“ sagte er begeistert, „so schön hätt' ich mir dö G'schicht net vorg'stellt — da sieht ma, was der menschliche Geist heut zu Tag leisten kann! Kellnerin — drei Halbe! Fortgehn thun wir nimmer, bis 's gar is!“

Etwas später bummelte die Familie über die Brücke hinüber und besah sich die Insel. In dem reizenden Restaurationssaale hielt Nudlmaier eine lange Rede an seine Angehörigen über die Fortschritte des Kunstgewerbes, über Münchener Kunst und über den Kunstsinn der Bürgerschaft. Ein neben ihm stehender Herr, zweifellos ein Fremder, zollte ihm voll Höflichkeit Beifall. Das schürte den Nudlmaier'schen Enthusiasmus zu mächtigen Flammen. „Ja so was,“ betheuerte er, „kann auch nur bei uns in München g'macht werden, denn erstens hab'n wir die Künstler und dann die Bürgerschaft, die an Einsicht hat, Sie verstehens schon! Solln uns amal irgendwo a so an Ausstellung nachmacha! Das gibts ja gar net! Kellnerin, da drei Halbe her!“ Und so saßen sie auch hier auf der lieblichen Insel unter grünem Laubdache, bis die Hauspolizei sich unangenehm bemerkbar machte. Als sie heimgingen, fragte die entzückte Frau ihren Gatten: „No, mußt jetzt net selber sagen, daß es prachtvoll is?“ — „Natürli ist's prachtvoll,“ entgegnete er, „hab' ich schon a mal anders g'sagt? Weißt, das hab' i ja schon z'erst g'wußt, wenn wir in München was anpacken, nachher hat's sein Schwung!“ — „Wir müssen aber die Ausstellung selber auch anschauen!“ — „Natürlich, wer wird denn so etwas net anschaug'n?“

„Wir hams ja!“

Es ist Sonntag um die Mittagszeit. Die warme Frühlingssonne blickt recht einladend auf die Stadt hernieder und Tausende machen sich auf, ihren Nachmittagsspaziergang anzutreten. Einerseits sind es die Rücksichten auf die leibliche Gesundheit, anderseits ist es der Genuß der Naturfreuden, welche die städtischen Stubenhocker aus ihren vier Mauern herauslocken. Auch der Herr Spritzhuber rüstet sich, mit seiner „Alten“ ein Ausflügerl irgendwohin zu unternehmen. Aber vom Gehen ist er, wie die Madam, kein besonderer Freund; er hats auch, Gott sei Dank, nicht nöthig. Drunten im Hausflur steht schon der Bräunl angeschirrt und scharrt ungeduldig mit den blankgewichsten Hufen den Boden. Wenn man ein Roß und ein fesches Wagl hat, dann lauft man sich nicht die Absätze krumm, wie ein Handwerksbursch und die Welt steht einem offen, so weit ein Gaul traben kann.

„Was soll i anziag'n?“ frägt die üppige Gattin ihren Eheherrn, der eben auf dem Kanapee seinen Frühschoppen ausgeduselt hat. „Was geht des mi an?“ gibt dieser mürrisch zur Antwort, „ziag Di halt a bisl fesch an — Du hast ja so Zeugs gnua — schaugst halt, daß D' aa zum Wagl zuawipaßt!“ Bald darauf rauscht sie in schwerseidenem Kleide durch die Zimmer, ein Sammtüberwurf verhüllt ihren gut genährten Oberkörper und ein hoher Hut mit wallenden Straußfedern bedeckt ihr Haupt. Zufrieden blickt der Herr Spritzhuber auf seine Gesponsin, fährt noch ein paar Mal mit dem Ellbogen über den blinkenden Zylinder und dann macht sich das Ehepaar auf den Weg. Sie besteigen das Wagl, welches unter der doppelten Last laut aufächzt; er nimmt die Zügel in die Hand, schiebt den fünf Zoll langen Meerschaumspitz mit der Importirten in den linken Mundwinkel, ein Ruck — und der Bräunl trabt stolz davon.

Durch die Straßen der Stadt geht's in etwas gemäßigtem Tempo; da und dort begegnen ihnen Bekannte, man wechselt flüchtige Grüße; Frau Spritzhuber nickt blos ein wenig mit dem Kopfe, wenn ihr die Frau Meier oder Huber begegnet; das macht sie immer so, wenn sie hoch oben auf dem Wagl

sitzt. Da fahrt eine herrschaftliche Equipage vorüber, die der Spritzhuber kaum eines Blickes würdigt, aber gleich darauf verstattet er dem Bräun'l Luft und in ein paar Minuten ist der Rumpelkasten, wie er den Brougham betitelt, überholt. Jetzt laßt er ihn überhaupt schießen, der Braune greift aus und wie der Sturmwind saust das Gefährte dahin. Hoch wirbeln die Staubwolken auf, wenn er auf der Landstraße dahinsegelt; ängstlich drücken sich die Schaaren von Fußgängern zur Seite und selbstzufrieden werfen sich die Ehegatten in die Brust bei diesem Anblick; so etwas können wir uns leisten, denken sie bei sich; wir hams ja! Wie die Leute schauen, die dort im Garten in der Menterschweige sitzen, wenn das fesche Zeugl daher gefahren kommt! Im Hofe des Anwesens angekommen, wirft Spritzhuber dem „Hausl“ die Zügl zu und sagt: „Reibst'n g'höri ab, nacher gibst eam Habern, was er fressen mag und steckst eam a wengl Heu auf, in a Stund a zwoa fahr ma wieda!“ Leider kann er das Wagl nicht mit in das Gastlokal hineinnehmen und muß sich wie ein gewöhnlicher Fußgänger zu den anderen Leuten setzen. Die Kellnerin hat aber mit ihrem natürlichen Scharfblick den Werth des Gastes sofort erkannt, stürzt darauf zu und fragt um seine Befehle.

„Warm is heut, gel'ns,“ bemerkt die Hebe, um etwas zu sagen. „Kann scho sei,“ entgegnet Frau Spritzhuber ziemlich laut, daß es die Umsitzenden hören können; „für an Fußgänger mag's schon so sein, aber wir hab'n net viel davon g'spürt, mir san natürlich g'fahrn — den Weg möcht i z'Fuß net macha!“ Dabei sieht sie mitleidig auf die Leute nebenan, welche noch immer die neuen Ankömmlinge mustern. Er bestellt Kaffee und was dazu, fragt gleich, was es später zum Zuspitzen gibt. Er laßt gleich nachher ein paar Hendln abthun und macht sich's bequem, indem er sein Maroquinetui mit elfenbeinernem Monogramm auf den Tisch legt, seine Meerschaumspitze putzt und dann eine neue Havanna präparirt. Sie beschäftigt sich mit ihrem Hut und läßt dabei die Brillantringe an ihren dicken Fingern gehörig spielen, so daß die Mitwelt ganz geblendet wird. „Jessas“, sagt sie während des Kaffeetrinkens zu ihm, „dort sitzt der Bildl-

nazi mit seiner Frau, die thun Dir weiters net g'schwolln, schaug nur den Huat an, den's aufhat — a solchene Feder möcht i aa hinstecka, des schaugt aus, als wenn's an Gockl sein Schwoaf ausg'rissen hätt, und Ohrringl hats aa — da sollt ma moana, es waarn richtige Stoana — wenn solchene Leut nur net so thaten, als wenn hinter eana aa was waar!" Ihr Gatte nickt ihr schweigend zu, indem er dicke Rauchwolken in die Luft bläst, um allen Anwesenden die Qualität seiner Zigarre bemerkbar zu machen. „Was is?" fährt sie fort, „hat Dir der Stamperl die fünfhundert Markl no net zohlt?" — „O mei der!" erwidert er geringschätzig, „da kannst in an Jahr fragn!" — „No, da that i mi do a mal rührn!" sagt sie darauf. — „Wär mir der Müh werth, wegen dem Bettel, auf die paar Markl braucha mir, Gott sei Dank, net aufz'passen, desz'weng mag i mi gar net irgern!"

Es erscheint ein Blinder mit einer Spieldose, geführt von einer mit einer Sammelbüchse bewaffneten Frau. Da und dort fällt doch ein Zweipfennigstück, manchmal sogar ein Fünferl ab. Die Frau Spritzhuber läßt sich die Lebensgeschichte des Blinden erzählen, dann wirft er ein Markstück auf den Tisch, welches sich die Sammlerin fast nicht zu nehmen getraut. „Ma muaß dene arma Leut auch a mal was zukommen lassen," bemerkt Frau Spritzhuber mit erhobenem Haupte gegen die ihr zunächst Sitzenden — „uns thuats Gott sei Dank net weh und eana thuats wohl." Die Kellnerin meldet, daß die Hühner fertig seien, ob sie dieselben bringen dürfe. Er zuckt die Achseln und sagt: „Der Appetit is net groß, wickeln Sie's halt ein und leg'n Sie's in mei Wagl, verstanden ins Wagl! — machen's uns aber glei d'Schuldigkeit!" Er zahlt, gibt einen erklecklichen Ueberschuß als Trinkgeld und ruft dann der abgehenden Kellnerin nach: „Der Hausl soll nachher ei'spanna, i moan, wir fahr'n jetzt hoam!" Der Wirth, die Wirthin und die Kellnerin geben ihnen das Geleit bis zum Wagl. Ein Bekannter ruft dem Spritzhuber zu: „Was treibst heut auf d'Nacht? Geh mit ins Theater!" — „Na, na", — ruft Spritzhuber entgegen, „des is mir z'fad, wir genga ins Kolosseum!" —

„Mir aa recht, nachha treff'n ma uns. Welchen Platz nehma wir?" — „Da möcht i frag'n — an numerirten, sonst siechst ja nix und auf die paar Markln kimmt's net a! Hü!"

Der Hansl laßt den Bräunl los, und wie ein Pfeil schießt das Rößlein zum Hof hinaus. Es regnet plötzlich in Strömen, aber das genirt nicht. Mit verdoppelter Eile geht's auf der flüssigen Landstraße dahin und mit ungleich größerem Eifer suchen die Fußgänger ihrem Schicksal zu entgehen, denn hochauf spritzt der schmutzige Gischt, wo das Wagl vorbeirast; auch die Insassen bekommen ihren Theil; der Herr Spritzhuber und Gemahlin sehen bereits aus wie ein paar gefleckte Jaguare. Das macht nix, mir hams ja! Wenn die auf der Landstraße dahinkriechenden Karavanen noch lange nicht das Weichbild der Stadt erreicht haben, befindet sich der Waglprotz mit den Seinigen zu Hause schon in behaglichster Verfassung.

„Was hast g'sagt — Waglprotz?? Je — schaugt's mir net den Neidkrag'n an! Waarst a oana wor'n!"

Die G'wapp'lt'n.

Ein altes Sprüchwort, das besonders von den Herren Lateinpraktikanten schwer empfunden wird, heißt: Keine Regel ohne Ausnahme. Dieser Satz findet außer in der Grammatik auch im Leben seine vielfache Verwendung; von den millionenfachen Ausnahmsfällen, die hierher gezählt werden können, soll nur ein kleines Beispiel erwähnt werden, das in Beziehung zu unserem täglichen Verkehr gebracht werden kann.

Bei vielen Gelegenheiten werden wir durch Gebrauchthum, besondere Vorschriften oder das scheinbare Gebot der Nothwendigkeit gezwungen, den persönlichen Wünschen Gewalt anzuthun und uns einer allgemeinen Regel unterzuordnen.

Dabei machen wir aber meistens die Wahrnehmung, daß es immer wieder Menschen gibt, welche von der Nothwendigkeit einer solchen Unterordnung dispensirt zu sein scheinen, weil sie gerade das mit Leichtigkeit erreichen, was Anderen unmöglich zu erlangen dünkt. Wir stehen hier vor einer eigenen Erscheinung in der Gesellschaft; vor Leuten, die ein gewisses Privilegium überall und jederzeit zu besitzen scheinen; der Volksmund bezeichnet sie mit dem Namen die „G'wapp'lt'n". Ohne auf die nähere Begründung dieser Bezeichnung einzugehen, wollen wir uns die Sippe der „G'wapp'lt'n" näher betrachten.

Da gehen wir z. B. Abends in ein bekanntes Bräuhaus, dessen Produkt zur Zeit hoch im Kurs steht und daher sehr gesucht ist. Wir treten in die Wirthsstube, welche dermaßen bevölkert erscheint, daß es fraglich ist, ob noch ein Spazierstock unterzubringen sei. Die Leute sitzen so dicht aneinander, daß Einer, wenn er trinken will, zum Nachbar „mit Verlaub" sagen muß und wenn man in einer Viertelstunde das Bestellte erhält, dann darf man noch zufrieden sein. Rathlos schauen wir uns in der Runde um, wo noch Einer hineinzuzwängen wäre, endlich entdecken wir ein bisher, wie es scheint gemiedenes Plätzchen am Ofen und lassen uns dort nieder. Es ist zwar nicht sehr behaglich, denn wir haben es mit einem gut geheizten Füllofen zu thun, in Folge dessen wir alle fünf Minuten aufstehen und hinausgehen müssen, um nicht in Flammen aufzulodern. Die maßkrugschwingende Resi haben wir schon zum wiederholten Male gebeten, doch endlich einmal einen Liter — — „I woaß gar net, daß gar a so trei'bn?" erwidert sie. „Glaubn's vielleicht i hab sechs Haxen? Ooner nach'm andern — was Anders gibt's oafach net!" Vor diesem Gesetz der Gleichheit vor dem Faß müssen alle Einsprüche verstummen, also Geduld — es geht Keinem besser. Da schiebt sich ein behäbiger Herr aus dem Mittelalter zur Thüre herein, überfliegt einen Moment die zusammengepferchte Masse durstiger Staatsbürger und wendet sich dann an die Kellnerin: „Resi, was is's, hast koan Platz mehr für mi?" — „Warum denn net?" gibt diese zurück — „da gengas nur da in das Eck — die Herr'n ruck'n schon

z'samm!" — Wirklich gibt es da eine ganz hübsche Lücke, groß genug, um einen Verschmachtenden ein paar Stunden vegetiren zu lassen. Kaum hat der Ankömmling Platz genommen, so steht schon eine überschäumende Maß auf dem Tisch und die Speisekarte fliegt fast von selbst zu ihm her. „Da is ja Alles schon g'strichen", brummt er und nimmt den Zwicker von der Nase, den er zu dieser interessanten Lektüre benutzt hat, „da werd's spuck'n!" — „No, was hätten's denn mög'n?" fragt das Reserl. — „O mei', a Hax'n hätt' i gessen, wenn's oani geb'n hätt", bemerkt der Herr in mißmuthigem Tone, die Resi läuft und bald darauf kommt sie mit einer Prachtausgabe der erwähnten Delikatesse zurück. „Dö is b'stellt g'wesen, aber der Herr is net komma", bemerkt sie mit einem Seitenblick auf die erstaunt dareinsehenden Gäste ringsumher. — „Sie", fragt ein bescheiden mit der Hälfte auf der Hälfte eines Stuhles Sitzender seinen Nachbar, der Herr da is g'wiß a Stammgast?" „A bewahre!" heißt es, „er g'hört halt überhaupt, wie es scheint, zu den „G'wapp'lt'n!"

Im wunderschönen Monat Mai, wenn alle Radi sprossen, freuen sich die braven Münchener auf die Gabe des Lenzes, den Hofbräuhausbock. Die strengen Gesetze des kgl. Hofbräuamtes kennt man ohnehin; vor dem ersten Mai Vormittags 8 Uhr wird kein Glas abgegeben. Doch halt! Der Herr Nudlmaier hat schon am 30. April im Kreise seiner Bekannten davon erzählt, wie delikat der Heurige sei — so mild, so malzreich, so würzig! Woher nur der Mensch, welcher keine amtliche Eigenschaft besitzt, die ihn zu einer Lebensmittel- oder Apothekenvisitation berechtigen würde, solche Erfahrungen gemacht hat? Natürlich war er bei der sogenannten Bockprobe, denn er gehört entschieden auch zu den „G'wapp'lt'n".

Da gibt es einmal ein großes patriotisches Fest, wie z. B. den Metzgersprung. Bei so einem Ereignisse darf man nicht fehlen, denn eine derartige klassische Schaustellung sieht man nur alle Olympiaden. Der gewöhnliche Mensch wandert daher zum Marienplatz, nimmt dort Stellung, läßt sich ein paar Stunden hin- und herquetschen, Grobheiten machen, die Hühneraugen wegtreten und dergleichen fröhliche Scherze

mehr anthun, dann sieht er wahrscheinlich erst recht nichts, denn er hat unter den Bewohnern des Marienplatzes zufällig keine Bekannten und im Rathhaus, da sind die Plätze reservirt für die höchsten Herrschaften, für die Magistratsbeamten, die Gemeinderäthe und die Bediensteten. Aber die Herren Meier, Huber und Müller sehen doch ganz gemüthlich dort oben zum Fenster heraus, obschon sie keiner der erwähnten Kategorien angehören. Man macht sich auch keine Mühe, den Grund zu erforschen, man sagt einfach: „Die g'hören halt auch zu die G'wapp'lt'n!"

Bei den Veranstaltungen der Vereine, welche zu den hervorragenderen gehören und auch die profane Welt gegen eine kleine Entschädigung zulassen, empfindet es das gewöhnliche Menschenkind oft recht tief, daß es nur zu den gewöhnlichen Erdwürmern gehört. Wenn es einen Platz bekommen will, dann heißt's schon frühzeitig sich auf die Socken machen, womöglich vor der Saaleröffnung anstehen und dann ein Jagdrennen mit Hindernissen riskiren, um ein passendes Unterkommen zu finden. Denn später findet man nur wirklich oder en skelette besetzte Tische, belegte Stühle und bedauernde Abweisungen. Trotzdem erscheint der Herr So und So erst kurz vor Beginn der Vorstellung, sucht sich einen recht schönen Platz aus und kommt auch ganz gut unter, denn ihm kann's nicht fehlen: er ist ja ein „G'wapp'lt'r"!

Selbst in höheren Regionen macht sich der „G'wapp'lte" bemerkbar. Da existirt auf irgend einem Berg ein Unterkunftshaus, das Ziel aller müden Wanderer, die hoffnungsfroh diesem Zufluchtsort entgegeneilen. Man kommt an — welch' ein Schrecken! Alle Betten belegt, keine Aussicht auf eine Ruhestätte — man wird in der Stube die Nacht verbringen müssen. Spät Abends gelangt noch ein Kleeblatt von drei Herren an, die sich's wohl sein lassen. Na, die werden andere Gesichter machen, wenn sie hören, daß keine Lagerstätte mehr zu haben ist! Um zehn Uhr stehen sie auf und gehen schlafen. Der Wirth hat für sie noch einen Winkel und Betten gefunden, obschon — — — „Ja, mein Lieber, da gibt's keine Würst'ln, dö g'hören zu die „G'wapp'lt'n!"

Wie oft schon ist ein Durstiger auf der Piazetta angelangt und hat im Innern des Dogenpalastes kein Plätzchen mehr gefunden. Billardzimmer, Rittersaal — alles war besetzt. Da hat er sich halt neben den Brunnen gestellt und sein Mäßlein stante pede geschlürft. Dort, wo die grimmen Schenkknechte hausen, die leeren Banzen krachend durch die Lüfte sausen, da gäbe es noch ein Plätzchen — es sitzen ein paar Herren recht gemüthlich in der Ecke und zwei fänden leicht noch Unterkunft. „Wollen wir's nicht dort probiren?“ — „Ja, was fallt denn Eana ein?“ — „Nun, ist das vielleicht ein abonnirter Platz?“ — „Warum net gar, dös giebt's da herin nöt, aber wissen's, da 'nei derfa blos — die G'wapp'lt'n!“

Der Ballvater.

Der verhängnißvolle Tag ist angebrochen. Die reizende Leontine zappelt bereits vor Ungeduld, weil die Zeit gar so langsam vorüberschleicht; heute wird nämlich auf den Ball gegangen; das ist ein Ereigniß, welches an Wichtigkeit kaum von irgend einem andern Vorkommnisse übertroffen werden kann. Die Mama hat gar nicht genug Hände, um zu thun, was in einem solchen Falle gethan werden muß. Es ist doch ihre Tochter und die soll nicht die letzte sein, wenn es gilt, den Preis der Schönheit und der Anmuth zu erkämpfen. Es sieht auch in dem Hause ganz anders aus, als sonst. In der guten Stube auf dem Sopha liegt das wolkengleiche Ballkleid, welches zu berühren jedem Unbefugten bei Todesstrafe verboten ist. Auf dem Tische sind Blumen aller Art ausgebreitet; dort auf dem Klavier liegen die achtknöpfigen Handschuhe, daneben der Fächer und im Schlafzimmer erst — o du lieber Himmel! Bänder, Nadeln, Lockenholz,

Puder, Scheeren, Kölnisches Wasser und eine Menge anderer Kleinigkeiten und Arbeitsgeräthe sind da und dort umhergestreut, denn alle Augenblicke braucht man etwas Anderes.

Mittags kommt der Papa heim; kaum hat man Zeit, das einfache Mahl — heute werden nämlich nicht viel Umstände gemacht — einzunehmen, dann geht's schon wieder an ein Hin- und Herrennen, daß dem guten Mann ganz schwül wird und er in Folge dessen den Hut nimmt, um den Nachmittagskaffee auswärts zu trinken. Mit verdrießlicher Miene geht er wie ein scheues Pferd an den vielen schönen Sachen vorüber, brummt ein paar unverständliche Worte und verschwindet. „Komm ja recht bald nach Hause," ruft ihm die Gattin nach. Ein ärgerliches „I — I — a!" ist die Antwort des Enteilenden. „Nein," seufzt die wackere Frau, „der Papa ist seit ein paar Tagen schon gar nicht mehr zu genießen!" Leontine antwortet darauf gar nichts, denn sie hat Wichtigeres zu denken und zu thun, als sich über einen Papa zu ärgern.

Um 6 Uhr Abends ist das Werk gethan. Leontine steht vor dem Spiegel und betrachtet im stummen Entzücken das holde Wesen, welches ihr entgegenlächelt, während die Mama schmunzelnd die Ausrufe der Bewunderung Seitens des mitarbeitenden Dienstmädchens als vielversprechende Vorbedeutung anhört. Jetzt endlich erscheint auch Papa. Er wird sofort in das Schlafzimmer geführt, allwo seine Ballausrüstungsgegenstände bereit liegen. Mit der Miene eines Verurtheilten schickte er sich an, den Kleidungswechsel vorzunehmen. Bald vernehmen die draußen Harrenden halbunterdrückte Flüche, sie hören, wie etwas in die Ecke fliegt und endlich eilt Mama in den Zentralkäfig, um dort vermittelnd einzugreifen. Da ist leider wieder einmal gar nichts recht. Die Beinkleider sind um die Taille herum zu eng; der Hemdeinsatz ist zu steif gebügelt und dann: warum denn heute gerade einen Stehkragen? Daß man sich in 10 Stunden den Hals wund reibt an dem verflixten Halseisen und erst der Frack! Vom Zusammenknöpfen ist keine Rede mehr und unter der Achsel kneift er, daß man gezwungen ist, die Arme immer auszubreiten, als ob man fliegen wollte. Und diese

Handschuhe soll ich anziehen? Neue Handschuhe, bei denen man sich die Finger abbrechen muß, bis man hineinkommt und dann zusammenknöpfen auch noch? Das sind ja die reinsten Kompressen zur Verhütung der Blutzirkulation. „Ein recht hübsches Vergnügen, so ein Ball", schließt er mit einem giftigen Blick auf seine gute Alte. „Na, na," meint die, „einmal muß es sein, wenn man eine heiratsfähige Tochter hat — —" „Weiß schon, weiß Alles," entgegnet er gereizt, „Du hast mich schon zur Genüge belehrt, was meine Pflicht ist und weil es halt meine Pflicht ist, so muß ich daran denken, sie bestens zu erfüllen. In Gottes Namen!" Damit schiebt er sich zur Thüre hinaus, an der strahlenden Tochter vorüber. Das wurmt aber die Mama. „Nun," sagt sie ärgerlich, „hast Du keinen Blick für Deine Tochter?" — „Ja so," spricht er sarkastisch, die muß man ja bewundern, ah — sehr schön, prachtvoll — wirklich hübsch," verbessert er in etwas freundlicherem Tone seine Rede, weil er sieht, daß der holden Kleinen die Thränen in die Augen treten.

Nun geht's dahin. Behutsam wird Leontine in den Wagen einparkirt, Papa muß auf den Bock klettern, daß den Kleidern nichts passirt, denn er ist zu unvorsichtig. Im Balllokale angekommen, wird eine nochmalige Revision der Toilette vorgenommen, man gibt dem Papa seinen Zylinder in die Hand und nun werden die Pforten des Paradieses überschritten. Er möchte gern ein etwas gemüthlicheres Plätzchen, wo man „sei' Ruh' hat!", dagegen protestiren aber die Damen: sie haben ihre Gründe. Endlich hat man sich niedergelassen und Papa wird ferner nicht mehr behelligt. Eigentlich doch, denn von Zeit zu Zeit kommt ein junger Herr, welcher mit Leontine zu tanzen wünscht; dann gibt's eine Vorstellung und da muß Papa jedes Mal aufstehen und die Hose ist so eng, der Frack so unbequem! Je näher der Zeitpunkt des Anfanges heranrückt, desto unruhiger werden die beiden Damen. Endlich stößt die Mama den ahnungslosen Papa an und theilt ihm die Schreckenskunde mit: „Leontine hat den ersten Walzer noch frei!" Er solle doch nach einem Bekannten umsehen, denn das arme Kind sei trostlos. „Umsehen! Umsehen — was hilft das Schauen?

Das ist kein Unglück!" „Aber eine Schande," hieß es. Blos um seine Ruhe zu haben, eilt er fort und geht einige Zeit herum. Glücklicher Weise begegnet ihm ein Einjähriger Cousin, den er zu den Seinigen entsendet. Dann betrachtet er sich die Geschichte ein wenig. Aber er findet keine rechte Befriedigung. Beim Anblick prächtiger Toiletten denkt er immer an die Schneiderrechnung, die der betreffende Hausvater bezahlen muß, und die schwarzen Fräcke sind ihm ohnedieß ein Dorn im Auge. Er sieht allerdings auch Manches, was das Männerherz erfreut, aber in seiner Stammtischecke beim gemüthlichen Tarok wär's halt doch schöner.

Der Tanz beginnt und Papa erforscht sein Gewissen, ob in ihm noch kein Durst vorhanden sei. Die Antwort lautet bejahend und deshalb sucht er das Bierstübchen auf, um dort ein Glas zu trinken und eine Zigarre zu rauchen. Beim Anblick der Schoppengläser, welche an Stelle des plebejischen Maßkruges in Gebrauch sind, wird seine Laune um nichts rosiger. Aber doch beißt er an und nachdem er ein halbes Vermögen vertrunken hat, steigt er wieder zum Lichtsaal auf. Leontine schwimmt in Wonne, Mama ist entzückt, denn das Töchterlein hat alle Touren vergeben. „Alle Touren?" ruft der Vater entsetzt aus. „Dann ist vor 5 Uhr an keine Erlösung zu denken!" Zur Abwechslung läßt er sich die Speisekarte geben und bestellt einen Schinken, bekanntlich das harmloseste Ballgericht, weil man in Bezug auf das Volumen nach jeder Tour eine Portion essen kann, ohne den Magen zu beschweren. Dann — sieht er auf die Uhr: „Erst halb 10 Uhr! Herrgott, was fängt man bis 5 Uhr an?" Einige Zeit lang sieht er auf die Tanzenden; dabei wird er aber schwindlich und es fallen ihm die Augen zu. Dann lernt er die Speisekarte und Weinkarte auswendig; hierauf macht er eine Runde durch sämmtliche Lokale, ohne etwas zu entdecken; dann begibt er sich wieder auf seinen Platz. „Warum sprichst Du denn nicht ein wenig mit mir," klagt seine Gattin, „das stumme Hersitzen wird mir zu langweilig!" — „So, findest Du das auch?" brummt er, „was soll ich denn reden? Dazu haben wir noch sechs Stunden Zeit!"

Endlich kommt die Pause; Leontine langt erschöpft am Platze an und erklärt, daß sie Hunger habe. Mit dem Souper wird eine Stunde glücklich todtgeschlagen, dann geht der Tanz von vorne an. Papa taucht wieder in den Orkus zu den kleinen Schoppengläsern hinab, dann geht er bummeln, dann setzt er sich und verfällt in einen heimlichen Schlummer, aus dem ihn die Gattin weckt, wenn der Zustand zu offenkundig wird. Die schönsten Walzer werden ihm zur Pein; er wünscht Violinen und Trompeten zu allen Teufeln und schwört, nie mehr hinzugehen, wo eine Fidel gestrichen wird. Endlich kommt doch die letzte Tour an die Reihe und Leontine wird ihren sehnsüchtig wartenden Eltern wiedergegeben. Papa will gleich auf und davon, aber das ist nicht thunlich; es könnte sich das Kind erkälten; noch eine kleine Weile, dann geht's nach Hause. „Einmal und nicht wieder!" schwört er bei sich während des Heimgehens. Aber wozu die Schwüre, so lange dem Manne Frauen gegenüberstehen? Ein paar Tage darauf schmeichelt ihm Leontine die Zusage ab, auch auf den Turnerball zu gehen. „Da habe er Unterhaltung genug", macht ihm die listige Katze vor. Was thut man nicht den Kindern zu Liebe? Er geht halt wieder und wieder. An seinem Stammtisch aber heißt es zuletzt doch: „das hätte Niemand gedacht, daß der Mann so vergnügungssüchtig ist. Für den ist's auch gut, wenn Karneval vorbei ist!" In letzterer Beziehung herrscht zwischen ihm und seinen Freunden auffallende Uebereinstimmung.

Die gute Haut.

Wir saßen zu Vieren in einer Hofbräuhausfiliale an einem jener Tische, dessen Benützung nur der langerprobten Treue des Stammgastes oder in Folge einer besonderen

Protektion Seitens einer vielvermögenden Persönlichkeit dem gewöhnlichen Menschenkinde gestattet ist und freuten uns des Daseins, unbekümmert um die zeitweise vor uns auftauchenden obdachlosen Durstigen, welche mit sehnsüchtigen Blicken nach dem einzigen unbesetzten Platze in unserer Runde hinschielten. Im Gegentheil, wenn so ein naiver Gast anrückte, der vielleicht glaubte, ohne irgend welche Vorbedingung den leeren Stuhl beanspruchen zu dürfen, dann bildeten wir eine Art Carrée und schlugen den Angriff direkt und indirekt erfolgreichst zurück. Der Platz war, wie ich, der ich als Protektionskind anwesend war, erfuhr, einem Herrn Anton Bezl reservirt, auf welchen die übrigen Herren große Stücke zu halten schienen. „Er kommt heut' am Ende wieder nicht," hieß es, als der Erwartete um 9 Uhr noch nicht da war und die Mienen der Herren wurden nach dieser Aeußerung so bedenklich, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinen Nachbar um Auskunft über den vermißten Tischgenossen zu bitten. Derselbe, ein würdiger Veteran des Staatsdienstes, feuchtete zuerst seine Sprachwerkzeuge an und begann folgendermaßen zu erzählen:

„Sie kennen unsern Bezl Toni nicht? Das wundert mich, denn er verkehrt in den verschiedensten Kreisen und ist überall gerne gelitten. Er ist ein Mann in den besten Jahren, hat ein gut gehendes Geschäft — aber sonst ist nichts von Bedeutung an ihm; er ist kein Gelehrter, weiß aus sich nichts zu machen, spielt nirgends eine besondere Rolle — aber er ist die gute Haut selber, wo man ihn nur anrührt. Er kann, glaub ich, gar nicht „nein" sagen und das ist sein Fehler oder sein Vorzug, wie man's eben nehmen will. Wie gutmüthig der Mensch ist, das ist gar nicht zu glauben. Abgesehen davon, daß er das Hemd vom Leib weggeben thät, um einen Anderen zu helfen, zeigt er in kleinen Dingen ein Entgegenkommen, wie man es selten findet. Sehen's, wenn's z. B. irgendwo in der Schenk so zugeht, daß man beim Bierholen seine Kleider riskirt, dann geht er für uns und wenn im Gedräng ihm Einer einen Liter in den Hals 'nunterschüttet, dann ist er im Stand, sich zu entschuldigen, statt so einem Schafkopf Grobheiten zu machen. Neulich hat er

einem landfremden Menschen seine gebratene Kalbshaxen abgetreten, blos weil der geäußert hat, er hätt' für sein Leben gern eine solche gegessen. Ist so etwas schon dagewesen? Gilt's bei einer Unterhaltung einen Platz aufzuheben, dann schicken wir den Toni hin, und der laßt sich dann alle Anzüglichkeiten und Schmeicheleien ruhig g'fallen, bis wir da sind.

Fährt er in der Trambahn auf dem besten Sitzplatz, dann steht er wegen jedem alten Weib auf, das einsteigt und wenn er sieht, daß die Plätze zum Stehen zu eng werden, dann steigt er lieber ab und lauft hinter der Trambahn nach, ehe er zugibt, daß ein verspäteter Fahrgast abgewiesen wird. Sein Regenschirm gehört auf der Straße, wenns noch so schüttet, eigentlich nur Denen, die ihn gerade brauchen; in Folge dessen bringt er bei schlechtem Wetter selten einen trockenen Faden nach Hause. Sitzt er im Theater, dann wandert sein Operngucker nur von der Hand des Nachbars rechts zur Hand des Nachbars zur Linken; mein Toni schaut höchstens zu, wie die Anderen sich mit seinem Feldstecher amüsiren und wenn er sieht, daß sie sich über etwas freuen, dann ist er zufrieden und freut sich auch. Beim langweiligsten Violin- oder Klavierkonzert kann er bis zum Schluß mit der gleichen Andacht zuhören und wenn er im Odeon seine Garderobe holt, ist er immer der Letzte, der das Haus verläßt, weil er Allen den Vortritt gönnt, ob sie ihn darum ersuchen oder ob sie ihn einfach auf die Seite schieben, was ja auch oft vorkommen soll.

Er geht in eine jede Wohlthätigkeitsveranstaltung und bildet sich den Veranstaltern zu Liebe jedesmal ein, es sei recht nett gewesen, wenn er auch das Gleiche schon hundertmal gehört hat. Hält einer seiner vielen Bekannten irgendwo einen Vortrag, so geht er opferwillig hin, wenn er von der Sache auch nicht den mindesten Dunst hat. In unsere Gesellschaft kommt hie und da ein Privatgelehrter, welcher an der Erfindungs-Manie leidet. Den setzen wir immer zu unserem guten Toni hin. Der erklärt dann zwei Stunden lang seine Ansichten über die Konstruktion eines neuen chemischen, physikalischen oder mathematischen Apparates und der Toni sitzt da und nickt stundenlang gutmüthig mit seinem Kopf und

bestätigt, daß die Geschichte höchst interessant sei, obschon er gar nichts davon erfaßt hat. Hie und da kommt ein alter pensionirter Landrichter, der nichts mehr hört, aber doch unterhalten sein will; mit dem plagt sich der Toni stundenlang ab und geht dann zufrieden nach Hause — kurz, es gibt gar kein Vorkommniß im Verkehr mit Menschen, bei dem nicht die Gutmüthigkeit dieses Mannes eine Rolle spielen würde, wenn sich dazu Gelegenheit bietet.

Nun ist der Mann ledig und es versteht sich von selbst, daß er gegen Damen nicht weniger rücksichtsvoll ist, wie gegen die Menschheit überhaupt. Auf einem Ball ist er ein wahres Juwel. Er opfert sich den sitzengebliebenen Fräuleins und den tanzlustigen Frauen auf und behandelt den Ausbund von Häßlichkeit mit gleicher Liebenswürdigkeit, wie die glänzendste Schönheit. Bei einer solchen Gelegenheit lernte er eine junge, hübsche Dame kennen, in die er gar bald förmlich vernarrt war. Er tanzte mit ihr die letzten Touren, engagirte für sie die bedrohten Posten, trug ihr den Fächer nach, holte ihr in den Pausen Eis und Zuckerwasser, beschenkte sie mit Blumen und alle diese Aufmerksamkeiten fanden liebevolle Anerkennung, welche bald den Grad einer gewissen Vertraulichkeit erreichte. Den Unterhaltungstheil im Dienste dieser Schönen hatte ein Herr von Pori übernommen, ein patschoulieduftendes, geschniegeltes Kerlchen, an dem kein Fältchen und kein Stäubchen zu entdecken war, der aber unserem Toni das Wasser nicht reichen durfte; Fräulein Sophie machte sich oft genug darüber lustig, so daß der Toni sich gar keine Mühe gab, den Gecken aus der Nähe seiner Angebeteten zu verdrängen. Den Sommer über machte man Ausflüge; Toni trug dabei das Umschlagtuch und den Fächer des Fräuleins, sorgte für Wasser, wo es nur Bier gab, trieb Fuhrwerke auf, wenn sie zu müde war zum Heimgehen und setzte sich dann geduldig zum Kutscher auf den Bock. Was war der Lohn für den guten Kerl? Vor acht Tagen empfing er die Anzeige, daß das erwähnte Fräulein sich mit Herrn von Pori verlobt habe! Das hat den armen Menschen nicht wenig mitgenommen, aber was thut er? Er seufzt ein paar Tage in allen Winkeln der Stadt herum,

dann läuft er zum Gärtner, kauft ein Riesenbouquet und schickt dies mit einer Gratulationskarte an das Fräulein. Doch sehen's, da kommt er eben! Ich weiß, das Ausgehen ist ihm gegenwärtig in tiefster Seele zuwider, aber er weiß, daß wir ohne ihn unsere Schafkopfpartie nicht spielen können; deshalb und vielleicht auch des prächtigen Stoffes wegen opfert er uns sogar seine Melancholie auf; eine seltene gute Haut oder nicht?"

Vaterfreuden.

Das wird wohl eine Freud' sein, wenn man in Mitte seiner Freunde beim Kindstaufschmaus sitzt und von allen Seiten Gratulationen entgegennimmt. Man kann gar nicht oft genug die Gesundheit des jungen Stammhalters trinken, denn wenn's auch einen „Hips" gibt, das ist ja bei einer solchen Gelegenheit erlaubt. Und wie man sich „g'spürt" — „Ja," heißt es, „den Buben sollten's sehgn; wissens i hab schon viel Kinder g'sehgn — aber einen solchen Buben, wie der meine — das war noch net da. Wie ein'm der schon anschaugt, und grad lusti is er!" Vorläufig aber gehört er doch der Muttern, die ihn regelrecht aufpappelt, recht schön sprechen und gehen lernt und der Herr Vater drückt sich mit Vorliebe, wenn er in dieser Beziehung Stellvertreter sein soll. Man läßt ihm auch dieses Drücken gerne hingehen, nur hie und da, wenn der Pepi recht bös ist, muß der Vater ihn ein wenig „durchwixen" und damit ist die Autorität und Antheilnahme an der Erziehung meistentheils erschöpft. Wenn die Bürschlein aber einmal etwas mehr flügge werden. dann wird's der Mutter auch oft sauer, ganz allein den Unband am Rockschoß zu haben und wohl oder übel muß der „Vatern" hie und da ablösen. Daß dies nicht immer in

pädagogisch richtiger Weise geschieht, ist bekannt und in Folge dessen wächst sich so ein Bürschlein zu jenem Typus von einem schlecht gezogenen Buben aus, den man so häufig am unpassenden Orte begegnet.

„I kann heut den Bub'n net haben," sagt die Frau Reschhuberin zu ihrem Manne, der gerade seinen Sonntagsrock anzieht, um fortzugehen. „I bin bei der Nachbarin drüben zum Kaffee eing'laden und da schickt's sich doch net, daß i den Pepi mitnimm; heut' mußt'n schon Du mitnehma!" — „I?" entgegnet er bestürzt; ja, was soll denn i mit dem Buben anfangen?" — „Des is mir gleich — i kann ihn net brauch'n und einmal wirst Du wohl auch d'ran denken können, daß d' der Vater bist!" „Pepi!" ruft sie, „magst mit 'n Vater furtgeh'n?" Der Pepi, der eben die Katze an's Fußschemerl gebunden hat und Tramway spielt, antwortet schnell: „Ja, wo geht denn der Vater hin?" — „Geh' nur mit, der Vater kauft Dir an Lebzelten oder sonst was Gut's!" Der Pepi zieht die Unterlippe in die Höhe und sagt im weinerlichen Ton: „I mag net mit'n Vater geh'n, er kauft mir doch kein Lebzelt'n net; neuli hat er's auch g'sagt, und wie i nachher oan mög'n hätt', hab' i Schläg' kriegt!" — „Da bist halt wieder recht bös g'wesen, aber heut' kriegst ganz g'wiß was!" — „Is wahr, Vater, krieg' i was?" Der Vater geht mit schlecht verhehltem Unwillen hin und her, denn er ahnt, daß er heut daran muß um jeden Preis. „Ja, meintwegen," antwortet er, und nun läßt sich der kleine Mann willig anziehen und endlich auch an der Hand fortführen.

Anfangs harmoniren Vater und Sohn auf das Beste. Der Pepi unterläßt nicht, bei Gelegenheit an das Lebzelten-Versprechen zu erinnern und der Vater kauft wirklich einen Honigkuchen, der zwar kein Lebzelten ist, aber doch so ausschaut und dabei billiger zu stehen kommt, weil er auf die Dankbarkeit des Pepi rechnet, der recht brav sein soll, wenn der Vater nachher mit seinen „Spezln" im Bräuhaus taroken wird. Die gute Laune des Kindes äußert sich schon jetzt durch eine schreckliche Wißbegierde, die den Vater schier ungeduldig werden läßt. „Wo geh'n wir hin?" fragt der

Kleine. — „Zum Bier,“ lautet die Antwort. „Warum denn net zum Kaffee?“ — „Weil's Bier g'sünder is!“ — „Ja, warum is denn 's Bier g'sünder?“ Der Vater besinnt sich einen Augenblick, dann unterläßt er es, eine Antwort zu geben, womit der Junge auch einverstanden ist. Sie gehen an einem Hause vorüber, vor dem ein Wachtposten steht. Natürlich fragt der Kleine wieder: „Was thut denn der Soldat da?“ — „Schildwach steh'n“, lautet der Bescheid. — „Warum muß er das thun?“ — „Daß nix g'stohl'n wird!“ — „Ja, warum steht dann bei uns kei Schildwach?“ — „Weil da d' Mutter Obacht gibt,“ erwidert der Vater. Das leuchtet dem Pepi ein und er schweigt ein paar Augenblicke. Sie kommen am Ziele, in der X.-Brauerei an. „Geh'n wir da nei?“ fragt der Pepi im weinerlichen Tone. — „Ja!“ — „Aber i möcht in Hirschgarten naus!“ „Ja, was fallt denn dir ein? Sonst nix, als wie der Hirschgarten? Wart' i gib dir 'n Hirschgarten! Da is's viel schöner herin, da kriegst a Bier und a Wurst aa dazua!“ Diese Aussicht beschwichtigt den Pepi und er folgt erwartungsvoll seinem Vater in die Gaststube. Für Kinder scheint dieß allerdings kein passender Aufenthaltsort zu sein; in dem rauchgeschwängerten überfüllten Lokale hält es kaum ein abgehärteter Zecher lange aus. Der Herr Reschhuber bekommt aber sofort Platz, weil seine Spielpartner ihn schon lange erwarten. Der Pepi wird auf einen Stuhl gesetzt, darf den Schaum von der frischen Maß wegtrinken und bekommt eine Bretzen. Es dauert nicht lange, dann wird ihm die Zeit lang. „Thust Du terrok'n, Vatern?“ fragt er — „Ja!“ sagt dieser kurz, denn er will nicht gestört sein. — „Warum thust allweil terrok'n?“ fragt der Kleine weiter. — „Weil's lustig is!“ — „Warum zankt nachher d' Mutter immer, wennst terrokt hast?“ — Die Spielgenossen lachen und Reschhuber wird beinahe wild. „Sei staad, Pepi und laß mir mei Ruh; geh a bißl umananander!“ Der Pepi rutscht über den Stuhl hinunter und beginnt seine Wanderung. Seine Aufmerksamkeit wird zuerst gefesselt durch einen am Tischende sitzenden Gast, welcher eine Wurst verzehrt. Er stellt sich vor den Glücklichen hin und begleitet jedes Stückchen vom Teller bis

zum Munde mit neugierigen Blicken. Endlich bemerkt der betreffende Herr:

„Magst auch a Wurst?“ Pepi nickt mit dem Kopf.

„Sag’ zu Dein Vater, er soll Dir eine kaufen!“

Enttäuscht kehrt der Pepi auf seinen Platz zurück. Der Vater hat gerade e'n Solo verloren und ist schon sehr „grantig“. „Vater“, beginnt der kleine Plaggeist; „Du sollst mir a Wurst kaufen!“ „Was willst? Kannst es net derwart’n? Meinst mir fliegt s’ Geld zum Fenster rein?“ — Auf Zureden der Freunde läßt jedoch der hartherzige Vater sich erweichen, der Pepi bekommt eine Wurst und darf wieder trinken. Dadurch wird er aber nur noch gesprächiger. „Du, Vater,“ schreit er, „wer ist denn der Mann da auf dem Bild droben?“ „Der Gambrinus!“ „Warum hat ma den da aufg’henkt? — „Weil er’s Bier erfunden hat!“ — „So? hat er das Bier da auch erfunden?“ — „Jetzt bist a mal staad und laßt mir mei Ruh, Malefizfratz!“ — „Aber, Reschhuber, eine solche Stopslerei ist mir noch net vorkommen — mit Dir verliert ma ja jedes Spiel heut’,“ bebemerkt einer der Mitspielenden. Der Zorn des Vaters wendet sich nun im vollen Maße dem kleinen Störenfried zu. „Pepi, wennst jetzt net staad bist, nachher hau i Di durch, daß’d an mi denkst!“ Diese Drohung schüchtert den Knaben derart ein, daß er zuerst Piano und dann Fortissimo zu heulen beginnt. „Da dank i schön für das Vergnügen!“ bemerkt der Eine der Mitspielenden. „Wie ma nur a so a Kind mitnehma kann!“ fügt der Andere bei. Reschhuber hat indessen seinen Sohn beschwichtigt: es wird weiter gespielt, er sagt ein Solo an und verliert glänzend. Fluchend zahlt er den Gewinnst aus; der Pepi fragt neugierig: „Hast jetzt was g'wunna?“ Das laute Gelächter, daß hierauf erfolgt, bringt den Vater ganz aus der Fassung. Schwupp! hat der Pepi eine Ohrfeige weg und nun gehts los, der Bub heult, die Mitspieler raisonniren, der Reschhuber wirft die Karten weg, zahlt und geht wüthend mit seinem Stammhalter fort.

Zu Hause wird das Buberl von der Mutter auf das Zärtlichste empfangen. „Nun Pepi, bist recht lustig g’wes’n? —

Net? Warum denn net?" — „Da Vata hat mi g'haut, weil i g'fragt hab, ob er g'wunna hat!" — „So—o!" Die Mutter gibt dem Pepi schnell etwas Guts, das sie ihm mitgebracht hat und wendet sich dann an ihren Gemahl. „Also das ist das ganze Vergnügen g'wesen, was D'dein armen Buben g'macht hast? Da siecht ma's halt — net a mal a Kind kann ma Euch Männer auf einen halben Tag anvertrauen!" Und nun entspinnt sich eine häusliche Szene, nach deren Verlauf der Reschhuber zornig fortstürmt, um sich von den Vaterfreuden zu erholen.

„Beim Mokka".

Soeben hat Herr Nudlmaier sein Nachmittagsschläfchen vollendet und er schickt sich an, in den Ueberrock zu kriechen, um sodann den täglichen Gang in's Kaffeehaus anzutreten. Seine Ehehälfte ist eifrigst bemüht, ihm bei seinen Zurüstungen zu helfen, als ob sie ihn recht bald fort haben möchte. Er ist boshaft genug, dies zu bemerken und dann mit einem Seitenblick auf den gedeckten Tisch im Wohnzimmer zu äußern: „Aha, heut' kommen Deine Kaffeebasln — no, Gott gnad dera armen Seel', die wieder g'waschen werd'!" — „So", erwidert die brave Frau ärgerlich, „Du meinst wahrscheinlich, wir könnten von nix Vernünftigem reden; bei uns wüßt' man nix, als d'Leut ausz'richten? I möcht nur a mal bei Euch im Kaffeehaus zuhör'n — i glaub, ihr gebt's uns Frauen nix nach!" Damit ertheilt sie ihm einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter und schiebt ihn zur Thüre hinaus. Dann überblickt sie nochmals mit Kennermiene das Schlachtfeld und ordnet da und dort noch eine Kleinigkeit, denn sie weiß, daß ihre Gäste eine scharfe Kritik zu üben pflegen. Die Porzellantassen zeigen eine tadellose

Sauberkeit, die silbernen Löffel funkeln wie Spiegel; die hochaufgethürmten Platten mit dem „Gogelhopf" und dem „Zopf" lassen nichts zu wünschen über und jetzt muß nur noch in der Küche nachgesehen werden, daß die Nanni nichts verpatzt, wenn das Signal zum Anfang gegeben wird. Da ertönt die Klingel an der Hausthür und Frau Nudlmaier eilt schnell in's Wohnzimmer, setzt sich an's Fenster und nimmt eine Stickerei zur Hand, um sich bei ihrem häuslichen Eifer überraschen zu lassen. Gleich darauf klopft es. „Herein!" flötet Frau Nudlmaier. Eine große schlanke Dame in gesetztem Alter tritt ein.

„Ah, Frau Inspektor — aber das ist schön, daß Sie mir die Ehre geben!" — — „Bitte — ganz meinerseits — bin halt so frei auf Ihre gütige Einladung!" — „Wollens nicht Platz nehmen, der Kaffee ist bald fertig, die Frau Kassierin wird jeden Augenblick kommen!" — „I bin so frei", wiederholt die Frau Inspektor, indem sie sich in ein Fauteuil versenkt, „Sie sind halt immer fleißig, Frau Nudlmaier." — „Passirt schon", erwidert diese bescheiden, „was halt sein muß!" — „Was machen's denn da Schöns?" — „Das wird eine gestrickte Parapomad — wissen's so eine Unterlag auf's Kanapee, daß net fett wird, wenn mei Mann d'rauf liegt!" — „So, so, das wird ja reizend — Sie verstehen sich aber auf die Sachen, das muß Ihnen Ihre Feindin lassen. Also, die Frau Kassierin erwarten Sie noch?" — „Ja, wissen's, ich hab's eing'laden, weil's eine so diskussive Frau is und das arme Hascherl kommt ja sonst auch nirgends hin, denn wissen's, bei die Kassierischen da fehlt's halt da beim Mervus jerum, wie mei Mann sagt, denn wissen's, drei Kinder hab'n und vom G'halt leben — pfüat di Gott — des wär' mei G'schmack net!" — „No, erlauben's", schaltet die Frau Inspektor ein, „der Gehalt wäre so schlecht nicht, aber das gute Frauerl soll halt das Rechnen auch net recht g'lernt haben — so a bisl Französisch und Klavierspiel'n hat man ihr beibracht, aber eine Hausfrau — Sie verstehen mich schon, wie ich mein — wird's ihrer Lebtag nimmer. Und nachher hab' ich g'hört — aber wissen's, Frau Nudlmaier, ich muß schon bitten, ganz unter

uns g'sagt — denn ich möcht mir keine Verdrießlichkeiten zuziehen — sie soll ja auch a bisl kokett sein; man redt da allerlei — da könnt ich Ihnen schon was erzählen — Kling, kling! „Jetzt kommt's! herein!"

„Guten Nachmittag, Frau Nudlmaier; grüß Sie der Himmel, Frau Inspektor!" Damit tänzelt eine kleine, wohlkonservirte Brünette in das Zimmer und reicht zuerst der Frau des Hauses und dann der Frau Inspektor die kleine weiße Hand, welche beiderseits zärtlich gedrückt wird. „Ich muß um Entschuldigung bitten", beginnt die Frau Kassier wieder, „daß ich etwas warten ließ, aber unterwegs ist mir der Herr General Graf Pappenpitz begegnet und der hat sich's nicht nehmen lassen" — unter dem Tisch entspinnt sich sofort eine telegraphische Korrespondenz zwischen Frau Nudlmaier und Frau Inspektor, die sich gegenseitig die Hühneraugen wegtreten — „mit mir bis zum Hause herzugehen und da haben wir uns ein bischen verschwätzt." Die treffliche Dienerin des Hauses, die rundbackige Nanni, trägt jetzt die Kaffeekanne herein und Frau Nudlmaier waltet mit Grazie ihres Amtes. „Wollen sich die Damen mit Zucker selbst bedeanen und was zum Tunken ist auch da — ein Zopf und ein selbstg'machter Goglhopf!" Die Damen lassen sich's schmecken und benützen die Pausen nur dazu, die Qualität des Mokka, die Vorzüge des Backwerks bis in den Himmel zu erheben. Die erste Kanne ist geleert und nun nimmt die Frau Inspektor den Faden der Unterhaltung wieder auf. „Sie waren ja auch auf dem Schlaraffenball, Frau Nudlmaier", beginnt sie, „nun wie hat's Ihnen denn g'fallen?" — „Ausgezeichnet, fein — was man halt fein heißen kann, ein sehr ein gewähltes Publikum, man darf schon sagen mehr Hottwoläh; wissen's ich und mein Alter haben nur zug'schaut, denn tanzen thun wir ja net und da haben wir ein paar Flascherl von dem Wöff-Trikot getrunken — wissen's Frau Kassier, das ist so eine Schampusart und dann sind wir heimgegangen." — „Waren hübsche Toiletten dort", wirft Frau Kassierin ein. „Grandiose", entgegnet Frau Inspektor — „z. B. die Frau Gruselberger war in ganz Damast, hinten blau, vorn goldgestickt, die Fräulein

Regenstein in rothbraun gepreßten Sammt, die Frau Schnurebein in süßlila Seide da!“ — „Die Schnurebein? die ist ja doch nicht mehr jung?“ — „Wer sagt denn das? Eben deßhalb, die alte Kokette will sich halt immer noch bemerkbar machen!“ — „Haben Sie die Kimmelpitz als Indianerin gesehen?“ — „Ja, ich kann mich erinnern — die hat sehr wenig ang'habt!“ — „Natürlich, weil sie daheim kein g'scheidten Unterrock hat, ist sie so gegangen — der wär's auch besser, sie thät ihre Strümpf stoppen, statt auf einen solchen Ball z'gehen, der ihrem Mann den halben Monatsg'halt kostet.“ — „Ja es gibt schon solche Frauen“, bemerkt die Inspektorin spitzig, „die meinen, so ein G'halt nimmt kein End' und wenn's dann am Letzten zugeht, bleiben's Kartoffel schuldig!“

Frau Nudlmaier erhebt sich und verschwindet einen Augenblick, um nach der zweiten, vermehrten und verböserten Auflage des Mokka zu sehen. Die beiden Damen sehen sich an und platzen mit einem lauten Gelächter heraus. „Nein, diese Nudlmaierin!!“ — „Aber ich bitte Sie um Himmelswillen, was können's denn von der Frau verlangen? Sie war halt eine Geschäftsfrau und da haben sich die Leute ein paar Groschen gemacht, spielen jetzt Rentiers und meinen, Wunder was!“ — „Nun, man sieht's an der Zusammenstellung, Gugelhupf und Kranz — es fehlen nur noch Dampfnudeln!“ — „Ja, die gute Nudlmaierin ist schon eine sehr einfache Frau, im Geiste nämlich!“ — „Die muß sich gut ausgenommen haben auf dem Ball mit ihrem Mann, diesem lebendigen Bierschlauch!“ — „Dann haben doch die Leute etwas zu lachen gehabt!“ — „Und wie sie beisammen war!“ — Inzwischen tritt die gute Frau Nudlmaier wieder ein und bringt den zweiten Kaffee. „Gerade haben wir davon gesprochen“, beginnt Frau Inspektor, „was Sie für prächtige Vorhänge da haben; da muß der Herr Gemahl besonders splendid gewesen sein, als er Ihnen das bewilligte?“ — „Passirt, wissen's, mit mei'm Alten mach' ich nicht so viel Umständ'. Wenn er grantig ist, dann sag' i nix, und wann er gut aufg'legt ist, dann schlagt er mir nix ab!“ — „Das mag sein“, bemerkt die Frau Kassierin, „aber manche

Männer wollen eigenthümlich behandelt sein. Der Meinige verschanzt sich beständig hinter Ziffern und Berechnungen; da hilft alles Schmeicheln nicht, aber er kann keine Thränen sehen; wenn ich weine, dann wird er weich wie Butter!" — „Das scheint mir Alles gegen die eigentliche Frauenwürde zu gehen. Ich verlange einfach, natürlich immer bescheiden — ist er nicht willig, dann werde ich so kühl, wie eine ganze Eisfabrik und ich weiß — kommen thut er doch. Das hat mir erst vor ein paar Tagen einen Theaterplatz eingetragen." — „Ah propos", nimmt nun die Frau Kassierin das Wort, „haben die Damen schon den Otello von Verdi gesehen?" Beide verneinen. „Entzückend, sage ich Ihnen, diese Musik, brillant!" — „Na, wissen's, was Musik anlangt", läßt sich Frau Nudlmaier vernehmen, „so gehen wir blos noch in klassische Stucker. Da ist zum Beispiel die Oper von den sieben Schwaben was ganz ausgezeichnetes. Ich sage Ihnen, der Herr Dreher — da könnten's schon gleich hinwerden!" — „Ja, aber klassisch — da müssen Sie in's Hoftheater gehen — Wagner, Mozart, Weber — das sind Klassiker." — „Da geh' ich auch hin, wenn's was Schön's geben, wie z. B. den Lohengrin; was Schöners als den Vogl in sei'm schön G'wand kann ma schon net sehg'n! Noch eine Tasse gefällig, Frau Kassierin?" — „Danke, ich muß jetzt nach Hause, denn heut' Abend kommt die Frau Baronin zu uns herunter, und da möcht ich nicht zu spät kommen!" — „Ich muß mich auch empfehlen, liebe Nudlmaier, empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre liebenswürdige Aufnahme!" — „Bitte, meine Damen, gar nicht der Red' werth, das bißl Kaffee und das bißl Goglhopf — — kommens nur bald wieder und nehmens vorlieb!" — „Adjeu, liebste Frau Nudlmaier!" — „Adjeu, liebe Frau Inspektor!" — Adjeu, Sie gutes Herz von einer Nudlmaierin!" — „Pfüat Gott, Sie G'schmacherl!" Die Damen gehen — Frau Nudlmaier setzt sich auf ihre Stickarbeit und sagt, den Fortgehenden nachsehend:

„Das sind doch ein paar scharmante Frauen, die halten etwas auf mich!"

Das Naturheilverfahren.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß mit dem Eintritte des Frühjahrs Tausende von Menschen das Bedürfniß fühlen, etwas zur Regenerirung des Körpers zu thun, ohne durch ein ausgesprochenes Leiden hiezu veranlaßt zu sein. Man will irgend einer gefürchteten Krankheit oder dem beginnenden Siechthum zuvorkommen, indem man sucht, den Organismus etwas aufzufrischen. In vielen Gegenden hält man noch am Aderlassen und Schröpfen fest, weil der Keim des Uebels im Geblüt sitzen soll; aufgeklärtere Leute suchen ihr Heil im Mineralwasser und verschlucken Tag für Tag mit wahrem Heroismus ganz erhebliche Quantitäten dieses Getränkes. Wer Zeit und Mittel hierfür besitzt, wählt sich ein recht heilsames und ebenso amüsantes Bad aus, eine Kur, welche besonders von Damen in angenehmer Lebensstellung und von heirathsfähigen Töchtern für sehr heilsam gehalten wird. Bei einer strengen Gewissenserforschung läßt sich immer etwas finden, auf das man sündigen kann: Der Kopf, der Magen, die Leber und hauptsächlich die Nerven. Am übelsten sind die Leute daran, die nicht wissen, wo es ihnen fehlt.

In einer solchen Verfassung befand sich auch der Herr Huber, ein sehr achtbarer und wohlhabender Geschäftsmann in der X=straße. Seitdem zwei Freunde von ihm ihr Ränzchen geschnürt hatten, um in Marienbad etwas Taille zu holen, hatte er sich in den Kopf gesetzt, daß auch bei ihm etwas fehlen müsse, nur wollte es ihm nicht gelingen, herauszuklügeln, was dieses Etwas sei. Seine besorgte Gattin rieth ihm, den Hausarzt zu „insultiren". Daran wollte er Anfangs nicht recht. „Zum Doktor gehen?" meinte er — „dann bin ich geliefert; der findet g'wiß ein Leiden, an das ich gar net denkt hab, und i komm nimmer weg von ihm. Ueber=haupts, die Dökter — —!" Endlich entschloß er sich aber doch zu diesem verhängnißvollen Schritte und pilgerte eines Tages zu seinem Arzte und nahm dort mit schwerem Herzen im Vorzimmer Platz. Da saßen schon mehrere Patienten, denen man's freilich ansah, daß sie nicht ohne Ursache gekommen waren. Die bleichen Wangen der jungen Frau dort,

der trockene Husten des abgemagerten Mannes, der verbundene Kopf des kräftigen Menschen, die in Watte gewickelte Hand des sonst so blühend aussehenden Dienstmädchens da — das waren Erscheinungen, die auf Huber ihren beängstigenden Eindruck nicht verfehlten. In einem Anfalle von Hypochondrie sagte er zu sich selbst: „O mei Huber, bei dir wird's doch net so weit fehlen!" Er hatte gute Lust, unverrichteter Dinge wieder fortzuschleichen, aber im gleichen Augenblick erschien der Herr Doktor auf der Schwelle des Ordinationszimmers und winkte ihm, einzutreten. „Ja, wo fehlt's denn bei Ihnen, Herr Huber," fragte der Arzt. „Ja, wann i des wüßt, Herr Dokta," seufzte Huber. „Nun, über was haben Sie sich denn zu beklagen?"

„Ja, sehgns, Herr Dokta, es geht nimmer so, wie's geh'n soll — i g'spür zeitweis so eine Mattigkeit, dann laßt auch hie und da der Schnaufer aus, d' Füß geh'n nimmer recht und schwindeln thuts mir auch zur rechten Zeit — —." „So? hm, hm," machte der Arzt, legte dann sein Ohr auf die Brust Huber's klopfte hier und dort, fühlte den Puls, ließ sich die Zunge zeigen und stellte dann einige recht komische Fragen. „Gefährlich ist's nicht, Herr Huber," sprach er, der Zustand läßt sich schon heben. Sie trinken halt wahrscheinlich?" — „Trinken? Ja freilich — wann ich halt Durst hab!" — „Ja, wie viel trinken Sie denn eigentlich Bier?" — „O mei Gott, was halt so der Brauch ist — auch net mehr, wie Andere — drei, vier, mehr schon gar net'" — „Halbe?" — „Maß, Herr Dokta, Maßln — Sie wissen, bei dem schlechten Einschänken geht ja ohnedem viel weg!" — „Das ist zu viel," schloß der Arzt die Konsultation, „trinken Sie von heute an nur zwei Glas, thun Sie das vierzehn Tage lang und dann kommen Sie wieder. Adjeu, Herr Huber!"

Etwas verblüfft empfahl sich Herr Huber und in nicht gerade glücklicher Stimmung kam er nach Hause, wo er mit wachsendem Aerger seiner Gattin den Erfolg des Besuches mittheilte. „Da hast's jetzt mit Dein' Doktor," brummte er; „zu dem hätt' ich ihn net braucht, wenn er sonst nix besser's weiß, kann er sich heimgeigen lassen. Zwei Glas Bier soll

ich trinken! Was thu i dann, wann i net schlafen kann und ganz von der Kraft komm? Das is halt a so a Wasser-dokta!“ Sie aber redete ihm zu und er versprach, die Kur zu versuchen.

Abends erschien er an seinem Stammtisch, wie ein Verurtheilter; das ganze Wirthshaus freute ihn nicht mehr. Ach, wie bald waren die zwei Glas getrunken! „Kellnerin, zahl'n!“ sagte er seufzend, als er das letzte Tröpflein genossen hatte. „Aber, Herr Huber,“ fragte der Wirth erstaunt, „Sie werden doch net schon heimgehen?“ — „Leider muß i, i darf net mehr trinken,“ gab Huber kleinlaut zur Antwort. — „Ja, was wär' denn des? Wo fehlt's denn? San's ebber net wohlauf — dem Aussehn nach is net mögli — Sie schaug'n aus wie's Leben!“ — „Und doch is so,“ betheuerte Huber, „der Doktor hat's verordnet!“ — „Das muß schon der recht' Doktor sei,“ meinte der Wirth, „a solcher Mann, wie Sie — lassen's Ihna net — auslachen, geh', Resl, schenk eahm ein!“ — „G'wiß net, bei Leib net — es hilft nix — i derf net mehr trinken!“ — „Was?“ mischte sich nun ein Freund Hubers, der Bäcker Meier ein, „laß Dir nur von die Doktor nix weiß machen — Du bist krank! Daß i net lach — mit dem Kopf! Des seid's der Leut — wenn enk z'wohl is, bild's Euch an Dokter ei. Wegen dene paar Quartln gehst no lang net drauf; im Gegentheil — Du hast doch den kleina Schmid kennt, der öfters bei uns g'sessen is?“ — Tausadmal!“ bekräftigte Huber. — „Na also, der hat's Biertrinken ganz aufgeb'n und was war's? Vor vier Wochen hat'n der schönste Schlag troffen!“ — „Wär net aus!“ bemerkte Huber entsetzt. — „Gwiß is und wahr is,“ versicherte Meier — „also siehst es glei, was mit dem Biertrink'n für a Bewandtniß hat!“ Huber wurde nachdenklich und begann an der Unfehlbarkeit seines Hausarztes ernstlich zu zweifeln. Er ließ sich jedoch nicht verleiten, nochmals einschenken zu lassen, sondern betheiligte sich nur noch an ein paar „Zipflmaß'n“, welche ihm zu Liebe ausgespielt wurden und ging dann wirklich etwas früher nach Hause.

Am andern Tage beklagte er sich bei seiner Gattin darüber, daß er miserabel geschlafen und entsetzlich geträumt

habe. Sein Zustand müsse sich verschlimmert haben, er glaube, ihr Hausarzt habe das Richtige nicht errathen, er müsse einen anderen Arzt um Rath fragen. Er führte dieses Vorhaben auch sofort aus und sprach bei einem in der Nähe wohnenden Doktor vor. Dieses Mal war er besser gewappnet und ging direkt auf sein Ziel los. „Ich verspür' hie und da ein bisl Schwindl und schnauf a wengl hart, Herr Doktor, bin aber sonst ganz g'sund. Jetzt möcht ich halt fragen, ob ich a Bier trinken darf und wie viel beiläufig?" Der Arzt untersuchte ihn, wie sein Kollega Tags vorher und fragte dann: „Wie viel trinkens denn g'wöhnlich?" Der Huber denkt sich: „Halt, dieses Mal fangst mich net und antwortet: „Net viel; gestern hab' i zum Beispiel zwei Glas trunken — manchmal wird's a bisl mehr — je nach'm Durst halt!" — „So, so," machte befriedigt der Arzt, „nun, das geht an, das können Sie halten wie bisher — nur etwas mehr Bewegung müssen Sie sich machen, fleißig spazieren gehen!" Huber ging höchst befriedigt von dannen und wußte daheim nicht genug zu erzählen von der Intelligenz und Tüchtigkeit des Doktors. Er hielt sich auch strenge an die gegebenen Vorschriften, machte Bewegung, indem er täglich einen der in den Vorstädten befindlichen Keller besuchte, welche sämmtliche eine halbe Stunde von seinem Wohnsitze entfernt lagen. Das machte hin und zurück täglich eine Stunde — mehr kann der strengste Doktor nicht verlangen. Dabei trank er nur, so lange er Durst empfand. — —

Er überzeugte sich bald, daß er rasch seiner Genesung entgegenging: als die Freunde aus Marienbad kamen, wo jeder etwa 20 Pfund zurückgelassen hatte, die er in München in kürzester Zeit wieder glücklich gewann, erzählte er ihnen von seiner Kur und wie er auch ohne kostspieliges Bad seine Gesundheit gekräftigt habe. „Das ist das sogenannte Naturheilverfahren", behauptete er mit wichtiger Miene, „und dabei bleib i!" Das ist allerdings richtig — es ist ein Münchener Naturheilverfahren und hilft jedes Mal — wenn der Mensch überhaupt gesund ist!

„Mein Mann."

Der Herr v. Belzig hat das Glück, eine — wie man sagt — charmante Frau zu besitzen. „Wie die das Regiment im Hause zu führen versteht, da gibt's schon gar nix", pflegte er zu sagen. Er brauchte sich um nichts zu bekümmern, was die inneren Angelegenheiten anlangte, ja die böse Welt behauptet sogar, er dürfe sich innerhalb der vier Wände um nichts annehmen, außer um das, was ihm ausdrücklich zugetheilt wird. Das sieht allerdings aus, als ob der Pantoffel die Oberhand hätte, allein es ist dem nicht so; der Herr v. Belzig liebt nur die Ruhe über Alles und läßt deshalb seine rührige Hälfte schalten und walten, wie es ihr beliebt, wenn er nur in seiner Bequemlichkeit nicht gestört wird. Frau von Belzig ist von Natur aus etwas aufgeregt, zu Zeiten läßt sie ersehen, daß sie so eine Art „Gifthaferl" vorstellt und in solchen Momenten ist ihr der Herr Gemahl stets zu phlegmatisch und zu unmännlich. „Wir Frauen," behauptet sie, „könnten ohne Männer ganz gut leben, wenn uns nicht das Vorurtheil gewisse Schranken gesetzt hätte." Und so kommt es, daß sie manchmal doch genöthigt ist, einige Angelegenheiten dem Manne zur Austragung zu überlassen. Nach diesem Vorrechte sehnt sich aber ihr Herr Gemahl am allerwenigsten.

Da kommt z. B. eines Tages der Metzgerbursche und bringt das Fleisch. Madame besieht die Waare mit Kennermiene, dann geht's los: „Hab' ich Ihnen nicht schon zum öfteren Male gesagt, daß Ihr Meister seine Knochen Jemandem Anderen schicken soll? Das ist ja das reinste Hundefutter!" Der Geselle bleibt aber die Antwort nicht schuldig und erwidert: „I hab's 'n Herrn schon g'sagt und der hat g'sagt, i sollt sag'n: die Gnädige wer'n wohl soviel in der Naturg'schicht g'lernt haben, daß dö Ochsen net auf Bratwürscht dahergenga!" — „Was hat Ihr Meister g'sagt? Eine solche Impertinenz! Die Antwort darauf wird dem Meister mein Mann sagen!" Der Herr von Belzig liegt gerade auf dem Sopha und liest seine Morgenzeitung; da stürmt sie herein: „Du, Alois, gleich ziehst Du Dich an

und gehst zum Metzger und machst ihm einmal den Standpunkt ordentlich klar. Verhöhnen lasse ich mich von einem solchen Menschen nicht!" Weinend erzählt sie die ihr widerfahrene Unbill und Herr von Belzig zieht sich schleunigst an und geht. „Aber sag' ihm die Meinung ordentlich!" — „Natürlich, was glaubst denn! Den nimm ich anders z'leihen — der laßt Dir sobald nichts mehr sagen!" Zufällig steht aber der Metzgermeister X. im Verdachte, einer der Gröbsten in der ehrsamen Zunft zu sein und deshalb behagt es „meinem Mann" gar nicht, einen Exzeß zu provoziren. Herr von Belzig wandert statt in die Fleischbank in die Weinkneipe, wo der fragliche Ochsenmörder zu verkehren pflegt. Man trinkt ein paar Schöpplein mitsammen, dann erwähnt Herr von Belzig in scherzhafter Weise, daß seine Alte bald bös geworden sei, wegen der Aeußerung — „aber man weiß ja, wie die Frauen gleich beleidigt sind"; er sei überzeugt, daß es sich mehr um einen Scherz gehandelt habe. — „Natürlich," erwidert der Meister, „dös fallet mir ein, a Kundschaft zu beleidigen, dös gibt's fei net, da soll mir oana kemma!" In bester Eintracht gehen sie auseinander. „Nun," fragt die Gattin zu Hause, „hast Du ihm die Meinung ordentlich gesagt?" — „No, das hätt'st hören sollen. So ist der Mann in seinem Leben noch nicht runtergemacht worden — weißt, wenn ich einmal anfang', dann gibt's nix mehr!" — „Geschieht ihm ganz Recht", entgegnet befriedigt die Frau und er hat seine Ruhe.

Ein anderes Mal bringt der achtjährige Stammhalter Fritz eine schlechte Note nach Hause; derselben war überdies die Bemerkung angehängt: „Der Schüler, welcher zu den Schwächeren der Klasse zählt, dürfte zu größerem Fleiße anzuhalten sein." Na, da war Feuer auf dem Dache! „Das kommt ja gerade heraus, als ob wir einen Simpel als Sohn hätten? Augenblicklich gehst Du zu seinem Lehrer und machst ihm den Standpunkt klar! Was zu viel ist, ist zu viel!" Was will der Herr von Belzig thun, um den Hausfrieden zu wahren? Er nimmt Hut und Stock und pilgert zur Schule. Der Herr Lehrer empfängt ihn sehr freundlich und bemerkt, daß es ihn freue, endlich einmal mit

dem Vater des Schülers persönlich Rücksprache nehmen zu können; leider lasse sich über Fritz nichts Rühmliches sagen. „So?" erwidert Vater Belzig, „das habe ich mir gedacht; ich bitte nur, mit ihm sehr strenge in der Schule zu sein; denn wissen S', seine Mama ist etwas nachsichtig; wie's halt geht, wenn man blos das Eine hat!" — „Na, daran soll's nicht fehlen!" — „Werd' Ihnen dankbar sein, Herr Lehrer!" Zu Hause berichtet er die schauerlichsten Dinge, als ob er ganz nahe daran gewesen wäre, den Lehrer zu skalpiren; jetzt aber müsse der Fritz gut thun, sonst sei sein Vater blamirt.

Der Krug geht aber so lang zum Brunnen, bis er bricht. Eines Tages findet Herr von Belzig seine Gattin in Thränen gebadet. Schluchzend erzählt sie ihm, daß sie mit der Hausfrau wegen des Wäscheraums eine Auseinandersetzung gehabt habe, in Folge dessen dieselbe sehr beleidigend erwidert und sie eine ungebildete Person geheißen habe! Er werde wissen, was er zu thun habe; sie verlange eine energische Zurechtweisung und zwar sofort! Belzig tobte förmlich und äußerte nur das eine Bedenken, er werde sich möglicherweise vergessen. Dann ging er dramatisch ab. Es war ihm sehr eigenthümlich zu Muthe, denn er wußte, die Hausfrau habe eine Zunge wie ein Schwert und das letzte Wort läßt sie sich nehmen, nicht um die Welt! Indem er die Treppen hinabsteigt und sich besinnt, ob er die Höhle des Drachen wirklich betreten solle, begegnet ihm besagte Dame. Er vergißt im Augenblick seine Mission und grüßt höflichst. „Guten Tag, Herr von Belzig", erwidert sie, „geln's sind's so freundlich und sagen's Ihrer Frau, sie könnt jetzt scho nei in Waschbod'n — es geht halt net immer, wie man sich's einbild't." „So, so" — stottert er verlegen, „danke, danke!" und fort war sie. Er kann jetzt doch nicht nachlaufen und Spektakel machen? Er schleicht sich also fort und geht um's Viertel herum, dann stellt er sich wieder schnaubend bei der Gattin ein. „No, der hab' ich's g'sagt!" „Ah" — macht die Frau ironisch und schweigt. Dem Herrn von Belzig wird immer unheimlich zu Muth, wenn seine Frau schweigt. „Ja", sagt er in steigender Verlegenheit, „die Geschichte ist

abg'macht — die Frau wird sich nicht mehr erlauben —" — „Also das ist Deine ganze Energie, Du Herr der Schöpfung, Du tapferster des sogenannten stärkeren Geschlechts? Pfui, seine Frau so zu verrathen!" Sie stand oben auf der Treppe und war Zeugin der Begegnung ihrer Feindin mit ihrem Manne, den sie als Rächer ausgesandt hatte. Hätte er mit dieser so gesprochen, wie seine Frau jetzt mit ihm sich auseinandersetzte, dann hätte er das Vertrauen seiner Gattin nicht eingebüßt. Von nun an besorgt sie auch solche Abmachungen persönlich — Herr von Belzig aber macht sich nichts daraus, denn er hat jetzt erst recht „sei Ruh'!" O diese Männer!

Ein Geheimniß.

In einem hübschen Hause des neuerbauten nördlichen Stadttheiles hielt vor nicht langer Zeit ein junges Ehepaar seinen Einzug. Er bekleidete eine hervorragende Stelle in einem industriellen Etablissement, sie war die Tochter eines bedeutenden Finanziers und es ruhte in Folge dessen die Verbindung in materieller Beziehung auf einem sehr soliden Fundamente. An gegenseitiger Zuneigung fehlte es dem neuvermählten Paare gleichfalls nicht, denn so weit man dasselbe beobachten konnte, nahm man die größte gegenseitige Zärtlichkeit wahr. Man sollte aber bald ganz andere Dinge erfahren! Das kam so: Eines Morgens stand die Frau Hausmeisterin vor der Thüre und schüttelte einen kleinen Bodenteppich aus, wozu sie ziemlich lange gebrauchte. Sie hielt erst mit diesem Geschäfte inne, als sie Schritte von oben hörte. Die Frau Buchhalterin war im Begriffe zum Markte zu gehen und die mußte sie doch begrüßen. Bei dieser Gelegenheit erkundigt man sich um dies und um das

und man erfährt dann oft die schönsten Neuigkeiten. Ein Gespräch war bald angeknüpft; auf die Erkundigung der Frau Buchhalterin, wie es gehe, antwortete die Frau Hausmeisterin, daß sie eine sehr schlechte Nacht gehabt habe. „Sind's etwa gar krank worden?“ lautete die theilnahmsvolle Frage.

„O mei Gott,“ antwortete die gute Frau, „des kommt ja bei unser ein'm gar net in Betrachtung: aber ein' Schrickn und an Aufregung hab' i durchg'macht, es is gar net zum sag'n!“ — „So? ja, was hats denn geb'n?“ — „Ja sehns Frau Buchhalterin, es is a traurige G'schicht — aber i derfs net derzähl'n, Sie wissen schon, unsereins hat manchmal Rücksichten zu beobachten, die ein'm die Zung' binden!“ — „Gehns weiter, was Sie sagen!“ — „Es ist so, wie i sag — i kann's net derzähln — es kunt uns den Platz kost'n, obwohls unmögli lang ansteh'n kann, bis die G'schicht bekannt wird!“ — „Aber, Frau Hausmeister, mir könnens doch sagen, was Ihnen druckt — von mir erfahrt Niemand a Sterbenswörtl, i komm nirgends hin und leb für mich ganz allein, um andere Leut kümmer i mich überhaupt net!“ „Dös woaß i, Sie san a verschwieg'ne Frau und Ihna kann i's schon derzähln, wenns mir versprech'n, daß s' koan Mensch'n nix verrath'n!“ — „Das wär noch das schönere, ein anvertrautes Geheimniß preiszugeb'n, Sie da kennen's mich schlecht, ich bin keine Ratschkathl — von mir erfahrt Niemand was!“ — „Also, daß Sie's nur wissen, da droben im ersten Stock spuckt's!“ — „Ah — gehn's — das wär nicht übel!“ — „Ja, was i heut Nacht derlebt hab — zuaganga is — er hat g'schrieen, sie hat g'schrieen, Sessel san umg'worf'n word'n, umananda g'lauf'n is ma — ja, i sag Ihna — sogar zuag'haut is word'n! Was sag'ns jetzt da dazua?“ — „Da hört sich doch Alles auf — die jungen Leut, von dene man glaubt hat, daß sie einander auffressen vor Liab — aber heut zu Tag darf einen nix wundern. Das war halt auch so a g'machte Heirat — die alte G'schicht mit dem Geldsack, na was mich die junge Frau dauert, das ist nicht zum sag'n!“ — Hören's mir auf, Frau Buchhalterin, an ihr muß schon auch a Fehler lieg'n, denn wissen's, den Hoch-

muth und das G'spreiztthoa kann a net a jeda Mann vertragn und daß dö zwoa Leutln net z'sammpass'n, hab i mir glei denkt; je eher, daß wieder ausanandagenga, desto besser wär's! Aber gel'ns, Frau Buchhalterin, was i g'sagt hab', bleibt unter uns!" — „Natürlich — ich werd doch net eine so heikle G'schicht weiterverzähl'n — was denken's denn von mir?"

Damit verabschiedete sich die Buchhalterin von der Hausmeisterin, welche einer großen Last ledig nunmehr an ihre weiteren Geschäfte ging. Beflügelten Schrittes eilte die Frau Buchhalter ihren Weg dahin; so ein Geheimniß regt die Nerven auf und ruft eine ganz eigenthümliche Unruhe hervor. An der nächsten Straßenecke traf sie mit ihrer Freundin der Frau Silberling zusammen und bald entspann sich auch zwischen diesen ein lebhaftes Gespräch. „Was gibts sonst Neues?" fragte die Frau Silberling gewohnheitsmäßig. — „Wo soll ich was Neu's herwissen?" antwortete die Buchhalterin — „Sie kennen so wie so alle Neuigkeiten und die G'schicht von dem jungen Direktor X. und seiner Frau habens jedenfalls auch schon g'hört?" — „Was von dem Direktor X., der erst g'heirat' hat? s' erste Wort! Da hab i noch gar nix g'hört!" — „No, das wundert mich," entgegnete erstaunt die Frau Buchhalterin. „Die Morithat pfeif'n ja schon die Spatz'n am Dach — der hat heut Nacht seine junge Frau prügelt und sie ist, wie man sagt, wieder zu ihre Eltern heim!" — „Ja, was Sie net sag'n!" rief die Frau Silberling, „natürlich läßt sich die Frau scheid'n — no, das is ja heut zu Tag a Kleinigkeit — aber i sag Ihnen, das hab i mir schon bei der Heirat denkt, das thut auf d'Läng kei' gut, sie ein so ein feines Frauerl aus der Famili und er ein Mensch, der von der Clique auf dient hat und erst durch Produktion was word'n is — no, das wird wieder ein schöner Skandal!" — „Ja, ja so is gangen," schloß die Frau Buchhalterin, „aber geltens, Frau Silberling, die G'schicht bleibt unter uns — i möcht net hab'n, daß das Gred von mir ausgehen dhät — —."

„Was glauben's denn," gab die Frau Silberling beleidigt zurück, „die G'schicht geht mich ja gar nix an, also hab' ich gar kei Grund, etwas d'rüber z'reden — adjeu,

Frau Buchhalter!“ Die Frau Silberling eilte natürlich spornstreichs zu ihrer Cousine, um dieser die Neuigkeit zu erzählen; die Cousine zog sich augenblicklich an, um bei ihrer Pathin, welche eine Verwandte der Schwiegermutter des Direktors war, Erkundigungen einzuziehen und noch vor Tisch erfuhr besagte Schwiegermutter, daß sich bei dem jungen Paar etwas Ungeheueres ereignet habe.

Gleich nach dem Essen fuhr die besorgte Mutter bei Direktors vor. Ihre Augen sprühten Blitze; sie „bimmte“ vor Wuth — kurz, war ganz Schwiegermama, als sie in das Zimmer trat, wo sie von ihrer Tochter empfangen wurde. Sie traute kaum ihren Augen, als sie das Ehepaar in zärtlichstem Tête-à-Tête beim Kaffee sitzen sah. Sie trat sofort in die Defensive und setzte sich zu ihrer Tochter, um zu beobachten. Sie sollte jedoch bald aufgeklärt werden; denn die Neuigkeit von den Ereignissen der vergangenen Nacht wurde sofort aufgetischt. Eine Maus hatte sich in das Schlafzimmer eingeschlichen und man hatte auf dieses Unthier Jagd gemacht. Er hatte sich mit seinem Stock bewaffnet — sie war auf die Stühle gesprungen, hatte aber beim Nahen des Raubthieres immer wieder schreiend die Flucht ergriffen, bis der kühne Ritter endlich das grimmige Thier erlegte! Die Schwiegermama war klug genug, den Grund ihres Besuches zu verschweigen; nach kurzem Aufenthalt ließ sie das glückliche Paar wieder allein. Als dasselbe Nachmittags das Haus verließ, um den gewöhnlichen Spaziergang zu machen, hing sie so recht zärtlich an seinem Arme und er sah, wie nochmals ein Verliebter, in ihre Augen. Vor dem Portale standen die Hausmeisterin und die Frau Buchhalterin. Als sie des Ehepaares ansichtig wurden, schüttelten sie in moralischer Entrüstung die Köpfe, dann fragte die Hausmeisterin: „Könnas da no reden?“ Die Buchhalterin zuckte die Achseln und sprach: „Je nun, das heißt man Charakter!“ dann stieg sie würdevoll die Treppen hinan.

In der Apotheke.

Ort der Handlung: Eine Apotheke. Zeit: Morgens 8 Uhr. Der Herr Rezeptarius ist schon beschäftigt, eine Mixtur anzufertigen, die in der Vormittagszeit abgeholt werden soll. Zuerst ist die Flüssigkeit schön hell, dann kommen ein paar Tropfen, die machen sie trübe, jetzt wird sie gelb, nun schüttet er noch eine Kleinigkeit zu, da wird sie braun, dunkelbraun — gerade wie das Bier, welches manchmal in Landschenken dem ahnungslosen Wanderer vorgesetzt wird — Prosit, armer Dulder, um dieses Trankl ist Dir Niemand neidig! Da geht die Thüre auf und der erste Gast tritt in die Apotheke. „Guten Morgen, Herr Aktuar", grüßt der Herr Provisor, „was steht Ihnen zu Diensten?" — „Ich möchte um ein Brausepulver gebeten haben, wissen's ich hab' so g'spaßige Wallungen gegen den Kopf — ich weiß gar nicht, was das sein soll!" — „Habens halt eine Halbe zu viel erwischt — hier, nur rasch hinunter!" — „Ah — das ist gut! Zu viel Bier? Glaubens das net! Ich hab' mein Quantum wie alle Tag g'habt — allerdings sind etliche Stehmaßln trunken worden, aber ich glaub', daß ich da eher z'wenig als z'viel erwischt hab'. Guten Morgen!" Damit legt er seinen Hut auf die schmerzhaften Haare und verschwindet.

Es dauert nur kurze Zeit, dann erscheint ein neuer Ankömmling. Es ist ein biederer Landbewohner in voller Lederrüstung, deren penetranter Geruch alle ätherischen Ausstrahlungen der Töpfe in der Runde überbietet. „Was kriegen wir, Landsmann?" lautet die Anrede. Der gute Mann lächelt verlegen, murmelt ein halblautes: „Sack'ra", nimmt dann sein in ein Schnupftuch eingebündeltes Gepäck zwischen die Zähne, den dicken Stock zwischen die Füße und fingert resultatlos in allen Taschen herum. „Nun, wird's bald?" mahnt der Apotheker, „es sind noch mehr Leute da" — inzwischen sind nämlich einige Personen eingetreten, welche geduldig warten, bis sie an die Reihe kommen. „A Medizi möcht i halt!" sagt endlich der Bauer. „Wo ist denn's Rezept?" fragt der Provisor weiter. „Rezep', a solches han

i schon g'habt, aber i find's nimmer!" — „Ohne Rezept kann ich nichts machen!" — „Sel hat s'Weib a g'sagt und derentweg'n bin i bein Dokta g'wen, Höllsakra, is dös was!" — „Müßt halt nochmals zum Doktor gehen und nachher wieder herkommen!" Der Bauer schaut auf den Apotheker, dann auf die vielen Töpfe und Gläser in der Runde und meint endlich: „Des könnt's mir wohl selber was z'samm mach'n für d'Bäurin, 's is net hoagli, sie konn scho hübsch was votragn!" Leider vermag der Herr Apotheker diesem Wunsche nicht zu entsprechen und im heftigsten Ingrimm verläßt der brave Ehemann vom Lande die Apotheke.

„Womit kann ich Ihnen dienen, meine Gnädige", wendet sich nunmehr der Provisor an eine Dame, welche ihm zunächst steht, in deren Zügen er aber nicht zu lesen vermag, da sie tief verschleiert ist. „Haben Sie kein Mittel, mein Herr," flötet sie, „um Flecken zu entfernen?" — „Ja, es kommt darauf an," erwidert er geschäftsmäßig, „handelt es sich um Fettflecken —" — „Ach nein," entgegnet sie. „Oder um Schmutzflecken — —" — „Warum nicht gar!" — „Auch das ist von Belang, in welchem Stoffe diese Flecken sich befinden — Seide, Sammet, Pergament?" — „Aber, ich bitte, mein Herr, Sie verstehen mich nicht, ich meine ja nur Flecken, wissen Sie — so Dings da, auf der Haut!" — „Ah! Leberflecken, Sommersprossen ꝛc., ja, da hab' ich etwas sehr Vorzügliches, hier dieses Präparat — entschuldigen — ich dachte — danke, habe die Ehre!"

„Und was bekommen wir?" fragt er nun ein Dienstmädchen, das mit trübseliger Miene zu ihm aufblickt. Das arme Ding wird blutroth und stottert endlich hervor: „Ich soll was holen, kann's aber nimmer nennen — wissen's es is — es is — halt, ja! so von einem Elephanten ist's was!" Der erstaunte Apotheker sieht nachdenklich in der Runde herum und schüttelt den Kopf. „Ja wissen's, das wo in der Menagerie neben dem Elephanten steht." — „Kameel?" — „Na!" — „Aff?" — „Na, noch was ärgers!" — „Rhinoceros!" — „Ja, jetzt ham wir's — a Rhinocerosöl soll i hol'n!" — „Aha, Ricinus, hab mir's gleich gedacht — hier, schönes Kind!"

„Herr Provisor," läßt sich jetzt ein wirklich hübsches Kind aus der Klasse der dienstbaren Geister vernehmen, „ich hätt' eine schöne Bitt'. Da hab' ich in's Tüch'l von meiner Gnädigen einen Tintenfleck hinein 'bracht; wissen's, einen solchen Drachen haben s noch nicht derlebt — die jagt mich zum Haus 'naus, haben's denn gar nix, was gut is dafür?" — „Für den Drachen nicht, aber den Tintenfleck können wir schon herausmachen, kommen's halt in einer Stund wieder, Ihnen zu Lieb will ich's versuchen!" — „Aber Sie san brav, Herr Apotheker, es is gar net zum sagen!" Einen Blick wirft sie ihm dabei zu — der ist gar nicht zu beschreiben.

„Entschuldigen Sie," fährt der geplagte Mann fort, nachdem er von seinem momentanen Ausflug in den siebenten Himmel wieder zur Gegenwart zurückgekehrt war, „was steht Ihnen zu Diensten?" — „Bitte," entgegnet der Gefragte, ein hübscher junger Mann mit etwas mädchenhaftem Aussehen, „bin gar nicht pressirt, kann warten." — „Nicht nöthig — Sie wünschen?" Der junge Mann wird auffallend verlegen und murmelt etwas daher, was mit „Beförderung" und „Haarwuchs" schließt. Der Herr Provisor, noch mit angenehmeren Gedanken beschäftigt, versteht nur wenig und das Wenige falsch. „Haarwachs, Haarwachs? Ich bitte, das gibt's beim Metzger — wollen Sie sich deutlicher erklären." Die Dienstmädchen, welche seitwärts sitzen und auf Medikamente warten, fangen zu kichern an. „Haarwuchsbeförderung," wiederholt der bartlose Jüngling eindringlich, „im Gesicht! So eine Art Bartzwiebel!" — „Ah, mein Herr, Sie wollen einen Bart haben," fragt nun der boshafte Apotheker ganz laut, „ja da gibt's die schönsten Mittel für 8—14 Tage, 3 Wochen! Hier — der Flacon kostet 3 Mark. Belieben?" Das Auditorium lacht laut, der Jüngling zahlt hastig und verschwindet.

„Was wollen Sie Kocherl?" so heißts nun weiter und eine stämmige Küchenfee kommt an die Reihe. „Eine Schachtel Schweizer Pillen thät ich brauchen!" — „Hier!" — „Sind's aber nicht z' stark — wissen's, sie g'hören für unsern Pintsch, der is alleweil unwohl!" — „So? Hätten's das gleich g'sagt!

Geben's ihm nur alle auf einmal und die Schachtel auch mit zu fressen, dann haben's doch a Ruh vor dem grausigen Vieh!" Wieder eine Dame. „Geben Sie mir etwas für die Insekten!" — „Sehr gerne; hier dieses Fläschchen mit Säure — Sie betupfen die wunde Stelle, dann hört das Jucken augenblicklich auf!" — „Ach bitte, ich meine nicht die Insekten, welche fliegen, sondern die andern —" — „Richtig, da wird wohl etwas Wanzenpulver seine Wirkung thun!" Die prüde Dame verschwindet. Allmählig läßt der Besuch nach; der Herr Provisor athmet auf, da klingelts nochmals und herein tritt ein behäbiger Herr, dem vom Gesichte herunterzulesen ist, daß er nie Vegetarianer war, noch je einer werden wird. „Grüß Gott, Herr Apotheker," beginnt derselbe, indem er zugleich Platz nimmt, um sich ein wengl zu verschnaufen, — „ich möcht Sie jetzt auch um etwas fragen. Wissen's mit die Dökta da mag i net anfanga, — da bist g'liefert — und doch geht's so nimmer fort. Könnten net Sie mir ein' guten Rath geben?" — „Ja, wo fehlt's denn bei Ihnen, Herr Meier, Sie sehen aus wie's Leben!" — „O mei, das ist lauter Lug und Trug. Sehgn's, ich leid' an einem Durst, der schon übermenschlich ist. Wissen's i hab' immer was g'halten auf'n Durst, aber jetzt ist's ganz aus — i kann mir gar nimmer g'nug trinken! Das muß in der Lebern lieg'n, kurz — rathens mir einmal!" — „Ja, da ist schwer zu rathen — wenn's Bier nimmer hilft! Wir haben nichts gegen Durst, was Ihnen passen würde!" — „Gar nix? Ich nehm' ja gern Alles, wenn's noch so schiach zum Trinken wär!" — „Nun ja, probirens Sie's einmal mit Wasser!" Da schnellt der Herr Meier empor. „Was haben's g'sagt? Ich a Wasser trinken? Halten Sie mi schon für einen ganzen Spitaler? Nein, wann i das wollen hätt', wär i net zu Ihnen kommen. I siech schon, ös Apotheker wißt's auch nix. Pfüat Gott! lieber a jed's anders Gift!" So geht's in der Apotheke zu und es ist gut, daß es manchmal etwas zu lachen gibt, sonst müßte ein Mensch, der nur für die kranken Mitmenschen arbeitet, melancholisch werden.

Waidmanns Heil.

Das schönste Vergnügen der Winterzeit ist halt immer noch die Jagd. Wenn's gleich stürmt und schneit und so kalt ist, daß einem der Schnaufer vor dem Mund gefriert, geht's doch hinaus in den Wald und auf die Haide, um dem edlen Waidwerk zu obliegen. Da stehst Du oft draußen, meinst schon gleich, Du müßtest in der nächsten Minute ein Eiszapfen werden, aber wenn's angeht: „Hui, hui, Dack — Dack — Dack —", und die Hunde durch die Büsche jagen und die Treiber mit ihren Stecken an die Bäume schlagen und pfeifen und schreien, dann lodert das Jagdfeuer auf im Jägersmann, das Blut wallt siedig heiß durch alle Adern bis in die Fingerspitzen hinein und Du spürst keinen Frost mehr und denkst nicht an erfrorene Nasen und Ohren. Wer's nicht weiß und erfahren hat, begreift's nicht, aber es ist so, denn sonst zögen sie nicht alle Tage heerdenweise hinaus, die Herren, die St. Hubertus als ihren besten Patron verehren. Aber seine Hacken hat die Jagerei doch, das muß man wissen. Es ist eine Glückssache, wie nicht leicht eine andere. An einem Tag gelingt Dir Alles, an einem andern wieder ist's gerade, als ob alle Kobolde der Welt sich gegen Dich verschworen hätten. Da gibts nun so gewisse Vorzeichen, die jeder Jäger kennt und ereignet sich ein solch schlimmes Omen, dann sollte man gleich lieber umkehren — aber man thut's gewöhnlich doch nicht. Da könnt' ich z. B. eine Geschichte erzählen, die neulich dem Herrn Schneidhuber passirt ist, wovon jedes G'setzl wahr ist und nicht ein Bröckerl Latein dazwischen steckt.

Der Herr Schneidhuber wandelte also jüngst in aller Herrgottsfrüh mit dem Gewehr auf der Schulter, dem Dackel an der Leine und dem Rucksack mit den gewissen Flascherln am Buckel wohlgemuth dem Ostbahnhof zu. Bitter kalt ist's g'wesen und die Stadtleut' sind schier bucklig dahertrampelt vor Frieren, aber das schönste Wetter stand in Aussicht und das Andere genirte den Schneidhuber nicht; er dachte sich: „Das gibt heut a Jagdl, das sich g'waschen hat." Wie er am End von der Wienerstraß'n is, begegnet ihm auf einmal

eine stark vermummte weibliche Gestalt mit einem großen Gebetbuch auf dem Arm. Er erschrickt und will sich daran vorbeidrücken, aber sie hat ihn schon erkannt, bleibt gleich stehen und sagt: „Guten Morgen Franzl, auch schon so früh auf — geh'st wohl auf d'Jagd?“ Er denkt sich: „Jetzt wollt ich schon gleich, daß — — —“ aber schluckt seine Galle nunter, denn vor ihm steht seine liebe Tante, die er einst noch zu beerben hofft und er erwidert: „Ja, ja — es ist möglich, vielleicht — i schaug halt a mal — —“. — „No ja, i wünsch Dir halt Glück dazu“, sagt sie recht freundlich und geht lieblich lächelnd weiter. „Himmellaudon“, flucht der Schneidhuber, „jetzt hab' ich's — an alt's Wei wünscht mir a gute Jagd — jetzt sitz i schon so gut wie mitten im Pechpfannl drinn!“ Kreuzfuchtig kommt er im Bahnhof an, löst sich ein Billet und wartet auf den Zug. Er trinkt noch Kaffee in der Restauration und gibt dem Dackel ein Wasserl, wobei er ihn abhängt. Wie der Zug hereinpfeift, ruft er dem Waldl, aber der ist dahin und nun gilt's, das Rabenvieh noch schnell herbeizuholen. Er läuft vor das Bahnhofgebäude hinaus und erwischt den Flüchtling bei einem Stelldichein mit einer ganz ordinären Pinscherin. Eiligst haut er ihm ein paar Gesalzene herunter, nimmt ihn an die Leine und rennt zum Zug hinaus — aber leider ist dieser schon in Bewegung und der Herr Kondukteur hat kein Erbarmen; Schneidhuber bleibt zurück. Nun pfüat Gott Jagd für heut! Er walkt seinen Waldl nochmals ordentlich durch und geht betrübt wieder der Stadt zu, sich schließlich mit dem Gedanken tröstend, daß es heute doch nichts geworden wär', z'weg'n dem „alt'n Wei!“ Gerade an dem Fleck aber, wo ihn seine liebe Tante begrüßt hatte, begegnet ihm eine Schaar Jagdgesellen; lauter gute Bekannte, die eben im Begriff waren, in die Gegend von Poing hinauszuziehen, wo an einigen Böcken und Hasen das Todesurtheil vollzogen werden sollte. Wie die hören, was dem guten Schneidhuber passirt ist, laden sie ihn freundlichst ein, an ihrem Jagdzug theilzunehmen und der Eingeladene besinnt sich nicht lange, sondern geht mit. Dieses Mal geht Alles vortrefflich; die ganze Gesellschaft findet in einem abgeschlossenen Coupé Platz

und Schneidhuber kommt sogar an's Fenster zu sitzen. Der Zug geht — ein Mordszug mit etwa vierzig Waggons! So etwas muß man sehen; deßhalb macht unser Freund das Fenster auf und guckt hinaus — da fegt eine Windsbraut vorüber und im Nu haben der Hut sammt der Perrücke Schneidhubers Flügel bekommen. Das war ein Gelächter und Gespötte über den prachtvollen Mondaufgang — der arme Kahlkopf war plötzlich eine Hauptscheibe geworden, auf welche die losen Gesellen ihre Witze abschossen. Schneidhuber dachte wieder an die gute Tante und verwünschte sie sammt der Erbschaft in die exotischen Länder. Umkehren? Nein, das thut ein richtiger Jäger nicht. Er machte sich also aus seinem rothseidenen Schnupftuch eine Art Turban, so daß er aussah, wie der schönste Honigtürke, der je auf der Auer Dult Leckerln verkauft hat. Im Revier angelangt, wies man ihm mit Rücksicht auf seinen Unfall einen prächtigen Stand an, so daß er Aussicht hatte, durch das Jagdresultat allen Aerger zu vergessen. Richtig — es dauert nicht lange, da raschelt's und kracht's — Schneidhuber macht sich fertig — im nächsten Augenblick setzt ein Bock sammt der Riecke über die Büsche und geht querfeldein flüchtig. Der geübte Jäger nimmt den Nachzügler auf's Korn — bum! — der Bock macht einen ungeheuren Satz und bricht dann auf den Hinterläufen zusammen.

„Na, jetzt ist's ja doch noch gut gegangen — es war ein Kernschuß, der steht nimmer auf.“ Im gleichen Moment war auch der Trieb vorbei, Schneidhuber eilt auf seine Jagdbeute zu und — — Himmel! was sieht er — nicht? Der Bock hat doch ganz schön auf g'habt und jetzt darf er seine Luser auseinanderbiegen wie er will — die Stelle, wo die G'wichtl'n sitzen, ist kahl, wie das Haupt des Jägers — vor ihm lag verendet die Gais! Das würdige Ehepaar hatte in der Flucht Platz gewechselt und Schneidhuber mußte in Folge dessen das unsagbare Jagdverbrechen begehen! An Spott und üblen Reden über den Jagdtürken fehlte es natürlich nicht; aber das Schlimmste war, daß nach einem Separatstatut der Jagdgesellschaft der unglückliche Gaismörder eine Strafe von zwanzig Mark zu erlegen verpflichtet war. O über

die Tante! In der ärgerlichsten Stimmung verbrachte er nun den Rest des Tages und pries den Himmel, als es endlich Zeit war, heimzufahren. Auf der nächsten Station verließ er auf einen Augenblick den Zug, weil er hoffte, vom Stationsvorstand, der ein guter Freund von ihm war, einen Hut geborgt zu erhalten, denn so als Jagdtürke wollte er doch nicht in München einziehen.

Leider zeigte sich auch hier sein Mißgeschick. Der betreffende Herr war nicht anwesend und in dem Augenblicke, in welchem Schneidhuber wieder zu seinen Gefährten zurückkehren wollte, setzte sich der Zug in Bewegung. Mit Aufwand aller turnerischen Fertigkeit, die er noch besaß, schwang er sich auf's Trittbrett und hantelte sich bis zu seinen Freunden vor, die ihn mit vereinten Kräften durchs offene Coupéfenster hereinzogen. Aber es kommt nichts besseres nach! Gleich darauf öffnet sich die Waggonthüre und es erscheint der Herr Kondukteur, welcher den ganzen gesetzwidrigen Vorgang beobachtet hat, mit seiner grimmigsten Amtsmiene und ruft: „Hier ist ein Herr eingestiegen, nachdem der Zug schon in Bewegung war!“ Man protestirte und bemerkte, daß der Herr nicht selbst eingestiegen, sondern hereingezogen worden sei, aber im Dienst da kennt man keine guten, noch viel weniger schlechte Witze und deßhalb wurde der arme Pechvogel auch hier in Strafe genommen. Schneidhuber hat diesen Tag tief in's Gedächtniß eingeprägt; er weiß genau, wer daran Schuld war — seine arme, brave Tante, die's so gut gemeint hat! Seit dieser Zeit geht er nie mehr zu Fuß zum Bahnhof; er fährt dorthin nur mehr in einer geschlossenen Droschke, in der er noch dazu beide Fenstervorhänge hermetisch zuzieht, so daß ihm Niemand sein Waidmannsglück besprechen kann.

Vor dem Standesamt.

Wie junge Damen und unternehmende Herren, verliebte Mädchen und vernarrte Jünglinge vom Standesamte denken, wäre nicht allein schwer, sondern auch nur mit einem unverhältnißmäßigen Aufwande von Tinte und Papier zu beschreiben. Wenn die hierauf bezüglichen Phrasen sich bewahrheiten, dann stellt das Standesamt so eine Art Himmel vor, in den zu gelangen der Wunsch jeder frommen Maid und jedes braven Recken sein muß. Und doch ist das Standesamt nicht blos für die eben erwähnten Menschenkinder da, es hat auch noch eine andere Bedeutung für das öffentliche Leben, aber nicht jeder Mensch vermag dies zu erfassen.

Das Standesamt bietet nämlich Denen, die es zu schätzen wissen, manche Stunde eines ganz besonderen Genusses, der ungemein auf die Nerven einwirkt, so daß es Leute gibt, die keinen Tag versäumen, sich dort einzufinden. Die Frau Purzelbergerin z. B. macht das Petersbergl alle Tag unsicher. Da trifft sie ganz sicher das alte Fräulein Halbhuber und die Frau Meier und noch ein paar Bekannte und nun stellen sie sich vor dem Petersbrünnl auf den Anstand und lauern auf den oder die Wagen, welche die Trauungskandidaten bringen und wenn das Gefährte in Schußweite sich befindet, dann geht's los.

Es erscheint z. B. ein Einspänner und sonst nichts. „O jegerl," bemerkt die Meierin, „das wird schon was rechts sein — aber natürlich, g'fahrn muß doch werd'n!" — „No, was is's nachher," bemerkt die Purzelbergerin, „lassen's halt die arma Leut auch heiratn, es kann net jeder Mensch in einer Eklipasch daherkommen, wie ein Prinz!" Die Brautleute steigen aus. Sie trägt ein schwarzes Cachemirkleid und ist mit einem einfachen Myrthenkränzlein geschmückt. Weder Jugend, noch hervorragende Schönheit zieren die nicht gerade schlanke Gestalt, welcher man wohl anmerkt, daß sie die Last des Daseins schon frühe tragen gelernt hat. Er, eine Erscheinung, die auf einen Mann schließen läßt, der sein Brod sauer verdienen muß, hat sich für den Ehrentag sichtlich nobel herausstaffirt; er trägt die unvermeidliche

schwarze Wichs“, welche an ihm den Eindruck macht, als sei sie für „Hochzeiten, Bälle und Trauerfälle“ stets zu haben, denn, um so viel das Beinkleid zu kurz ist, erscheint der Rock zu lang; aber das thut nichts; er spürt sich ordentlich in seiner bräutlichen Ausrüstung; bietet der Braut den Arm und steigt die Treppe hinan; sein Beiständer wird wohl schon droben sein, der hat den Weg zu Fuß gemacht. „Ist's der Müh' werth, daß wir 'nauf gehen?“ fragt Fräulein Halbhuber. „Freili geh'n mer auffi!“ heißt's und das würdige Kleeblatt begibt sich nun gleichfalls in den Saal, wo schon der amtliche Akt beginnt.

„O mein Gott,“ jammert die Frau Purzelberger, „das wird wieder eine Eh' geb'n, denen siechst ja d'Noth jetzt schon an!“ — „Wie lang die wohl schon Verhältniß mit einander g'habt haben!“ seufzt Fräulein Halbhuber — „sie ist jedenfalls eine gute Dreiß'gerin und d'Schönheit plagt'n auch nimmer!“ — „Er is auch nimmer jung,“ meint die Meierin, „aber doch noch ein ganz sauberer Mann, der am End' eine Andere auch noch kriegt hätt'.“ — „Das gibt ein Hochzeitsessen — das kann i mir schon denken,“ fährt die Purzlbergerin fort, „ich möcht' net wissen, in was für einem Beisl das Mahl g'halten wird!“ — „Wenn's eana nur schmeckt,“ läßt sich plötzlich hinter den Freundinnen eine Stimme vernehmen, Sö schaugn auch net aus, als ob's bei eanana Hochzeit Gawutz'neier und Kapauner gess'n hätten!“ Ueberrascht und zorngeröthet blickt die Purzlbergerin um und bemerkt, daß ein ältlicher Herr mit einem grauen Schnurbart, einer röthlich blinkenden Nase und einer silbernen Brille darauf, hinter ihr steht, der sie scharf fixirt und mit seinen drohenden Blicken jede Erwiderung abschneidet. „Kommen's, meine Damen,“ sagt die Purzlbergerin zu ihren Freundinnen, „geh'n wir, sonst müßten wir z'letzt noch Rechenschaft geben, warum wir überhaupts auf der Welt sin!“ Sie gehen hinunter und auf der Stiege bemerkt sie noch: „Was wollen's einem so ungebildeten Menschen gegenüber sagen? I kenn' ihn schon — der is jedes Mal da; i glaub, es is so ein Pensionist; diese Tagdieb wissen nix Besseres zu thun, als da herumzustehen und die Leut' schlecht z'machen!“ — „Irgern's

Ihna net," beschwichtigt die Meierin, „vielleicht hat der überhaupts nie eine kriegt und is so ein alter Haglstolz!" — „Meinen's?" seufzt Fräulein Halbhuber und schielt noch einmal zurück, jedoch umsonst.

Drunten hat sich inzwischen eine große Volksmenge angesammelt; um halb 12 Uhr soll die Trauung des Baron Schlipsheim auf Schlipsstatt mit dem Fräulein Banzenberg stattfinden. Schon stehen die Massen in Reihen geordnet, dichtgedrängt zu beiden Seiten; es macht sich ein ziemliches Geschiebe bemerkbar, die lebendige Mauer wankt bald hieher bald dorthin, die drei Freundinnen suchen ein Plätzchen und stellen sich vorne hin. Aber da bricht der Unwille der Umgebung hervor. „Sie thun Sie's Ihna überlegen — wir brauchen koane Gaslaterna!" heißt es. „Freili desz'wegn stehna mir da, daß ma drei alte Schachtln anschaug'n!" Empört eilen die also Apostrophirten weiter und fassen unten Posto. Endlich kommen die Wagen, eine ganze Reihe. Alles drängt nach vorne. „Drucka's net so," ertönt's aus der Menge, „Sie krieg'n doch nix g'schenkt!" — „Sie Lackl Sie, meinen's i hab' meine Hennaaug'n g'stohl'n!" — „Ah, da kommt die Braut!" — „Da schaun's — das Kleid — lauter Spitzen und den Schmuck — a ganz Vermögen!" — Die ziagt Oaner net um 3000 Mark aus!" — „Sie werdn's schon versteh'n — es is net alles Gold was glanzt!" — „Freili, dem Banzenberger sei Tochter werd' falsche Stoa haben!" — „Falsche Zähn' hat's g'wiß!" — „Da kimmt der Bräutigam — da schaut's her, der hat gar an Orden!" — „O jegerl, a Platt'n kriegt er auch schon und wattirt is er von unt' bis oben!" — „Ich, wenn die Banzenberger Nanni g'wesen wär, hätt i mir um des Geld auch was anders 'rausg'sucht!" — „Er soll ja gar nix'n haben!" — „Freili hat er was, an alt's G'schloß!" — „Sie sollt an unsinnig's Geld kriegen!" — „Hören's auf, es is net so arg, bis die a Tausend a Zehne mitkriegt — is viel!"

Die Brautsippe ist oben, das Publikum stürmt nach, Alle können gar nicht eingelassen werden. Unser Trio war praktisch genug, sich zur rechten Zeit hineinzuschmuggeln. Die Zeremonie beginnt. Fräulein Halbhuber sieht das Braut-

paar aufmerksam an, dann zischelt sie der Maierin zu: „Glaubens, daß das eine glückliche Eh' gibt? Schauens nur ihn an; die Falschheit leucht' ihm aus alle Falten raus und sie schaut drein, wie das reine Opferlamm!" — „Sie soll auch mit einem Studenten was g'habt haben — aber der Alte hat's net zugeben — natürlich, jetzt wird's eine Baronin," berichtet die Purzlbergerin. „Is das ihre Muttern?" fragt die Meierin. „Welchene?" — „Die mit der böhmischen Nasen und dem Karpf'nmaul?" — „Ja, die is, schaugen's nur die Brillanten und das Goldsach' an — der reinste Goldesel. Die da drüben werd' wohl seine Frau Muttern sei — no i dank schön! — das is ja die geborne Schwiegermutter!" — „Pßt! Pßt! Ruhe!" tönt es und die zornige Stimme des alten Herrn läßt sich hinter den Freundinnen vernehmen: „Können die G'waltsratsch'n net an Augenblick staad sein?" Empört und beleidigt schweigen die Damen und thun sich Gewalt an; o das ist hart, wenn man einen so prächtigen Stoff zum vermöbeln hat.

Der amtliche Akt ist vorbei, alle Anwesenden eilen hinab, um die Abfahrt zu sehen. Es geht noch toller zu, als vorher; Fräulein Halbhuber wird mitgerissen, obschon das gute Wesen immer nach dem verlassenen Studenten späht, der so schnöde getäuscht worden war. Halb zerquetscht langen sie unten an, werden dort noch auf das Freigebigste mit Rippenstößen bedacht, dann endet das Schauspiel, die Leute verlaufen sich. „Das war wieder ein Skandal," meint die Meierin. „Es is aber eine wahre Schand' für München, daß kein größeres Lokal baut hab'n; das sollt man a Mal in einem Blatt anreg'n, ma muß sich ja schama, wenn a Fremds dazu kommt!" — „I geh' so bald nimmer her," keucht die Purzlbergerin und auch das Fräulein sagt, sie sei das letzte Mal dagewesen. — „So?" sagt die Meierin, und morgen ist die Trauung von dem Maler K., der die g'schiedene Frau vom Privatier Salzer heirat'." — „Was?" ruft Frau Purzelberger, „die Frau muß i seh'n!" — „Was!" echot Fräulein Halbhuber — „den unglücklichen Mann muß ich sehn!" Am andern Tage kommen sie wieder; sie gehen in kein Theater, zu keinem Konzert — aber das Standesamt lassen sie nicht aus, es ersetzt ihnen Alles.

Auf der Wohnungssuche.

Unsere gute Stadt München ist, Gott sei Dank, längere Zeit hindurch von einer größeren Heimsuchung bewahrt geblieben. Man sagt ja, man verdanke es der Wissenschaft und der vorgeschrittenen technischen Erfahrung, daß man seit Jahren von verderblichen Epidemien nichts mehr verspürt habe. Kanalisation, Wasserversorgung, Baupolizei, Lebensmittelüberwachung — das sind die Faktoren, denen wir solche gesegnete Zustände verdanken. Leider ist die Zahl der prophylaktischen Maßregeln zum Besten der Menschhheit noch lange nicht vollständig. Eine neue Epidemie ist in unseren Mauern aufgetreten, die mit nie geahnter Heftigkeit die weitesten Kreise der Bevölkerung berührt. Es ist die Steigerungsepidemie, an der eine Menge Hausherrn plötzlich schwer erkrankten und welcher schon viele Miether erlagen. Es ist eine sonderbare Krankheit, sie verbreitete sich blitzschnell; über Nacht, oft von einer Stunde zur andern wurden die loyalsten Hausbesitzer davon befallen; Leute, von denen man es gar nicht vermuthete, wurden davon auf das Heftigste ergriffen. Diese Krankheit ist schon durch das Hörensagen übertragbar; sowie nämlich ein Hausherr hört, daß ein anderer Hausherr gesteigert habe, „dann hat's ihn auch schon." Es stellt sich zuerst ein nervöser Zustand und dann eine Art Beklemmung ein, man hat ein Gefühl, als ob er nie genug kriegen könnte, febris nunquamsatis chronic. —, welche gefährlichen Erscheinungen nur durch eine sofortige, möglichst kräftige Steigerung der Miethzinse behoben werden können. Schmerzen treten hiebei nicht zu Tage, auch wird von den Patienten weder über Appetitmangel, noch über Schlaflosigkeit geklagt. Das Kontagium geht dann auf die Miether über, welche als der eigentlich leidende Theil etwas heftiger ergriffen werden und oftmals gezwungen sind, um der drohenden finanziellen Schwindsucht zu entgehen, ihren Wohnsitz mit einem anderen Klima zu vertauschen.

Eines der ersten Opfer der Epidemie war der Buchhalter Brezel, welcher schon seit Jahren in stillem Frieden

mit seiner Gattin, einem Sohne, einer Tochter und einem greisen Pinscher eine Wohnung in der L . straße innehatte. Einen Tag vor Georgi erschien er, wie jedesmal zur Zielzeit, beim Hausherrn, um demuthsvollst seiner Lehenspflicht zu genügen; der Hausherr strich die Scheine, das Gold und das Kleine ein, quittirte mit Eleganz, räusperte und begann dann ohne Umschweife: „Herr Brezel, es thut mir leid, aber ich bin genöthigt, die Miethpreise zu reguliren.“ Herr Brezel spürte das Kontagium und wurde von einer Beklemmung befallen. „Die Wohnung, in der Sie sich befinden,“ fuhr der Gewaltige fort, „rechnet sich um 100 Mk. theurer, als ich bisher angenommen habe. Hoffentlich sehen Sie ein, —“ Aber der Herr Buchhalter sah nichts ein. „Ich bitt' Ihnen,“ entgegnete er, „jetzt zahl ich so schon für die paar Zimmerln und die dunkle Küch' und den finstern Aufgang ein Heidengeld —“ — „Was?“ unterbrach ihn der Hausherr, „schlecht machen wollen's mir meine Wohnung auch noch? Jetzt kost's um 150 M. mehr, daß Sie's wissen, wenn's Ihnen nicht recht ist — ich bekomm Leut genug!“ — „Gratulir zu dene vielen Leut,“ sprach Brezel, der bereits fieberte, „am nächsten Ziel können's mit der Wohnung thun, was Sie wollen!“ Damit empfahl er sich; der Hausherr zuckte die Achsel, holte tief Athem und war — gesund.

Nun hieß es bei Brezels eine neue Wohnung suchen! Wie ganz anders kamen Ihnen jetzt die „Neuesten“ vor! Sonst wurden blos die Geschichten unter dem Strich, die Stadtneuigkeiten, Telegramme und Gerichtsverhandlungen gelesen, jetzt gewann das Inseratenwesen riesig in ihren Augen. Die Rubrik „Wohnungen“ wurde geradezu verschlungen; Frau Brezel saß mit Bleistift und Papier da und er diktirte Adressen, wenn er nämlich welche fand, die ihm zu passen schienen. Leider befanden sich unter den angekündigten Wohnungen nur zuviel „Herrschaftswohnungen“ — „da graust mir schon, wann i davon hör,“ bemerkte sie. — Oder es hieß: mit 6—7 Zimmern — „sonst nix,“ schaltete sie ein; Badezimmer — „natürlich, daß s' um 400 Mark mehr verlangen und einen erst recht eintauchen können“ — Flügelthüren, Parketböden,

Gaseinrichtung — „da geht einem eh' schon ein Licht auf, wie viel's g'schlag'n hat!" — Stallung — „da g'höret ich nei, wenn ich so ein Esel wär, die Wohnung nur anzuschauen." Oder es hieß: 2c. 2c, aber nur an kinderlose Eheleute — „sonst hat man's für ein Mißgeschick g'halten, wenn d' Leut keine Kinder kriegt haben, jetzt ist's a wahr's Glück!" — Kurz — es hing fast an jeder Bekanntgabe eine Klausel, die schon von vorneherein ihre Bedenken erregte. Dennoch notirte sich das Ehepaar einige Adressen und begann seine Wanderung.

Zuerst begaben sie sich in die B.-straße Nr. 69. „Herrgott, ist das weit draußen!" jammerte er, als sie beinahe bis zum Burgfrieden gewandert waren. In einer villaähnlichen Behausung sprachen sie vor. „Das wär nicht übel," dachte er, „ein Gartl ist dabei, hübsch frei liegt's, es is allerdings weit draußen, aber deshalb kanns auch nicht theuer sein!"

Sie verlangen den Hausherrn zu sprechen. „Bedaure," meldet ein etwas übertragener, dienstbarer Geist, der Herr von Schipferl sind ausgangen. Sie kommen wegen der Wohnung, die ausg'schrieben is? Da müssen sie sich in die F.-straße Nr. 122 bemühen und zum Hausmeister gehen, der wird's Ihnen zeigen. Wenn's Ihnen paßt, können's dann das Nähere mit dem Herrn von Schipferl abmachen; der ist täglich zwischen Viertel über eins und halb zwei Uhr zu sprechen!" Die F.-straße liegt zwar am andern Ende der Welt, aber sie pilgerten doch hin und trafen den Herrn Hausmeister wirklich zu Hause. Sie nahmen die Wohnung in Augenschein, welche ihren Bedürfnissen räumlich eigentlich entsprochen hätte — aber wie sahen die Zimmer aus! Da waren neue Tapeten, eine Reparatur der Böden, eine Bemalung der Plafonds nöthig, die Oefen schienen gleichfalls erholungsbedürftig und Brezel wies vorsichtig auf die bestehenden Mängel hin. Da wurde der Hausmeister um einen Viertelmeter länger und erwiderte mit Pathos: „Ja wissen's — richten lassen wir nix; das is die Parteien ihra Sach' — wo kamen wir da hin, wenn wir jedes Ziel alle Wohnungen neu machen ließen!" — „So — und der Preis?" — „Sehr

billig — 1000 Mk., vierteljährige Vorausbezahlung, halbjährige Kündigung — —" — „Danke, danke," unterbrach ihn Brezel — „thun's Ihnen nicht weh' mit dem vielen Sprechen, einen schönen Gruß an Herrn von Schipferl — —" und rasch flohen sie von dannen.

Am nächsten Tage standen sie schon wieder vor einer anderen Thüre. Die Wohnung hätte entsprochen; der Preis — nun ja, Brezel rechnete aus: Wenn ich nur mehr Zigarren um 3 Pf. rauche, täglich eine Maß weniger trinke, Abends meinen Kindern statt der Butter etwas Mondschein auf's Brod streiche und nicht mehr nach Schliersee, sondern nach Harlaching auf's Land gehe — dann geht's. Also zugestanden — die Abmachung war nahezu fertig, Brezel holt einen Maßstab aus der Tasche, um die Dimensionen ein wenig zu überschlagen. Sie unterstützt ihn mit Bemerkungen: z. B. „da thun wir halt's Klavier her!"

Wie der Hausherr das Wort „Klavier" hört, da reißt's ihn förmlich herum. „Was ham's g'sagt, a Klavier? Ja Sie, dös gibts fei net, a solcher Unfug kommt mir net ins Haus — da hammer scho ausgredt — a Klavier — dös wär' des wahre!" Und es war wieder nichts. Bei einem anderen Burgherrn ging's nicht besser; der setzte als Bedingung, daß zu Hause nicht mit Stiefeln 2c auf- und abgegangen werde, obschon die Zimmerböden auch nicht besser aussahen, als die nächst beste Vizinalstraße. Weil die Hausfrau so verwuzelte Kopfnerven hat, hieß es. An einem dritten Platze war gleichfalls die Sache schon bis zur Kontraktunterschrift gediehen, als der Hausherr plötzlich Herrn Brezel beim Arm nahm und sagte: „Ja so — noch eine Frage — es ist zwar überflüssig — Sie sehgn net so aus, aber blos der Form halber — Sie haben doch kein Hund net?" — „Eigentlich net," erwiderte Frau Brezel, „nur ein ganz kleines Pinscherl!" — „Was? Was? Na — nöt um a Million," schrie der Hausherr, „wir haben a so schon gnug Unziefer und an Hund a no — dös gibts net; thun's das Hunderl — hier machte er die Bewegungen des amtirenden Metzgers nach und stieß zwischen den Zähnen ein gchl — gkch! — heraus — dann mit größtem Vergnügen!"

Entrüstet suchte unser Ehepaar das Weite, um die Wanderung von Vorne anzufangen. Acht Tage wandern sie nun schon von einem Ende der Stadt zum andern, steigen Stiegen auf und Stiegen ab und noch haben sie nichts Passendes gefunden Einen Vortheil hat aber die Geschichte doch, der Herr Brezel, welcher immer über Athemnoth und andere Zustände klagte, ist jetzt schon viel dünner geworden; er schnauft so leicht wie ein Schnellläufer und hat eine Karlsbader- oder Schwenninger-Kur erspart. Ob er aber dafür, wenn es ruchbar wird, nicht eine Taxe z. B. zum Pensionsfonds der vereinigten Hausbesitzer zahlen muß, ist noch nicht ausgemacht.

Ein Ball im Freien.

Es gab eine Zeit während des Winters, in der ich springgiftig wurde, wenn ich eine Einladung zum Ball erhielt. Abgesehen davon, daß ich nur mehr die Aufregungen einer Quadrille riskire und einen Rundtanz höchstens als letzter der Nothhelfer ratenweise an eine sitzen gebliebene Tochter eines Freundes abtrage, sind mir derartige Unterhaltungen langweilig geworden, weil sie stets dieselben Bilder bieten. Wenn man mit dem Herzen dabei interessirt ist, dann kann natürlich von einer Langeweile keine Rede sein; aber als das reine Passivum vermag man sich auf einem Balle absolut nicht lange zu halten. Um so auffallender war es mir, daß ich am letzten Sonntage selbst eine Anwandlung verspürte, einen Ball zu besuchen. Ich stand um die Mittagszeit herum vor einer Affiche: „Großer öffentlicher Ball in Bogenhausen" und plötzlich erwachte in mir die lebhafte Begierde, mich in dieses Vergnügen zu stürzen, allerdings blos so nebenbei, ohne den Füßen besondere Zumuthungen zu machen. Bogenhausen spielt in den Erinnerungen

aus meiner Jugendzeit eine große Rolle. Damals galt ein Familienspaziergang nach Bogenhausen als ein ganz bedeutender Ausflug und wir Kinder freuten uns unsinnig auf die Genüsse des Landlebens dortselbst. Man pilgerte durch den englischen Garten oder über die Praterbrücke und auf der Isarhöhe entlang. Letztere war damals noch durchaus mit Feldern bestellt und wo sie an das Wasser grenzte, fiel sie steil bis zur Isar hinunter ab. Das Wirthshaus in Bogenhausen hat sich seit Dezennien nicht viel verändert. Man geht an einem Stadel vorbei, zwischen zwei Zäunen zum Garteneingang, wie vor vierzig Jahren und gleich beim Eintritt steht das Karoussel fast in derselben Ausstattung, wie damals. Ich selbst war einstens passionirt auf den Schimmel, welcher derselbe geblieben ist, wie anno dazumal, während sein ehemaliger Reiter aus einem lustigen Knaben ein grämlicher Graukopf geworden ist. Freilich wurde der Gaul vielleicht alle zehn Jahre auflackirt, was bei dem Reiter leider nicht möglich war. Wie Viele haben der Schimmel, der Braune, der Rappe und der Fuchs schon auf ihrem Rücken getragen, die jetzt hohe Stellen im Staate bekleiden, hervorragende Plätze in der Gesellschaft einnehmen oder über große Mittel verfügen, die sich aber eine so große Freude mit Allem nicht mehr verschaffen können, als ihnen das Karoussel in Bogenhausen um einen Kreuzer geboten hat! Das vierfüßige Personal dieses historischen Drehpunktes hat sich nur um einen Gaisbock und einen Schafbock vermehrt, welche harmlose Neuerung die Erinnerung kaum beeinträchtigen kann. Auch der Tanzboden ist im Allgemeinen derselbe geblieben. Am meisten Sorgfalt wurde bei Anlage desselben der Musik gewidmet; für die Tonkünstler ist eine Art Häuschen aufgebaut, in dem es sich zugfrei und schattig musiziren läßt; der Tanzplatz selbst ist mit einer Art Galerie umgeben, welche den praktischen Werth hat, daß die Paare hübsch nach einander aufschließen und daß beim Zahlen der Touren ein Durchbrennen der Steuerpflichtigen beobachtet werden kann.

Ich fand mich geraume Zeit vor Beginn des Balles ein. Noch fehlten die eigentlichen Ballgäste; denn daß der

Herr Professor, der dort Kaffee trank, oder die zwei Biedermänner, welche den Mocca ausramsten, nicht im Dienste Terpsichorens anwesend waren, unterlag keinem Zweifel. Es fehlte die „Hand, die Werketags den Besen führt“, wie Goethe sie charakterisirt hat. Die Musiker sind bereits angekommen und fangen an, ihre Instrumente zu stimmen. Der Dirigent streicht über die Fidel und ein flotter Walzer ertönt. Aber keine Seele zeigt sich am Tanzplatz. Die Musik schweigt und der Kontrabassist erscheint auf der Szene, um das Publikum zu mustern. Es sind die richtigen Leute noch nicht da; die haben keinen Sinn für die Freuden, welche hier geboten werden. Das Orchester servirt trotzdem noch ein Stückchen Polka. Aber die Künstler werfen ihre Netze umsonst aus; sie haben auch dieses Mal nichts gefangen. Endlich treffen verschiedene Pärchen im Sturmschritte ein. Sie ist erst in der Küche fertig geworden und hat dann noch Toilette machen müssen. Die Herren sind elegant gekleidet, aber das Nagerl hinterm Ohr verräth, daß sie sich „frei vom Zwange der Etiquette“ fühlen. „Nagerl?“ fragte verwundert ein Herr unsere Gesellschaft — „ich sehe keenen Nagel!“ „Nagerl, Diminutivum von Nelke“, beeile ich mich zu erklären. „Nee, wat Ihr Münchener für komische Leute seid, aus Nelke machen sie Nagel!“ „Nagerl, bitte — gerl!“ — „Ja so, Nakerl!“ — Auch die bewaffnete Macht findet sich ein; er im Bewußtsein seines tadellosen Ichs und im Vertrauen auf ihr Portemonnai; sie in voller Hingabe an den strammen Verehrer. Der ist heute auf alle Touren engagirt; er dürfte nicht wagen, sie ein einziges Mal sitzen zu lassen, denn sonst ließe sie ihn sitzen — vor dem leeren Krug nämlich. Die üppige Nandl kennt also das Gefühl nicht, an dem die jüngste Tochter ihrer Herrschaft eine Woche lang vorher fieberte und acht Nächte nachher noch krankte, das Gefühl einer sitzengebliebenen Tänzerin.

Jetzt legen sich die Musikanten ins Zeug. Zwei, drei, vier Paare erscheinen und es geht los. Wie die Leutchen tanzen! Sapperlot, da muß man Respekt haben! Das geht wie am Schnürchen; sie drehen sich so leicht wie die Kreisel und noch dazu rechts herum. Der Gendarm dort mit seinem

Liebchen tanzt zwar nur Dreischritt, darf sich aber auch mit dem sehen lassen Das traurige Gehopse, Gejage, Gehüpfe, wie auf den Bällen der „Gesellschaft“ sieht man hier nicht. Ein Stümper im Tanzen müßte sich auf das allgemeine Gespötte gefaßt machen und die Tänzerin würde sich seiner sofort entledigen. Sogar die Dorfschönen, welche sich unter die Ballgäste mischen, zeigen völlige Sicherheit im Tanzen Auf einmal springt ein Musikant in den Tanzsaal und die Paare werden in die Umzäunung getrieben, ein Anderer holt ein Teller und fängt an, die Steuer für den Tanz einzukassiren. Der galante Tänzer, oder wenn sie die Kasse führt, die Tänzerin erlegt ein Zwanzgerl, dann geht's wieder los. Die Zwischenpausen werden durch Bier, Rettige und Bratwürste, auch wohl durch Küsse von rosigem Munde auf die angenehmste Weise ausgefüllt, bis die Stunde der Heimkehr in die Küche, in die Kaserne schlägt. Diese glücklichen Naturkinder wissen auf ihren Bällen nichts vom Vorstellen, von einer Ballkonversation, bei der sich die Hühneraugen verdrehen möchten, haben keine Ahnung davon, was es heißt, eine Mama oder eine alte Tante zu unterhalten und Pflichttouren zu absolviren. Die Leutchen haben ihre Freude an der Sache, wie sie's treiben, wenn auch hie und da ein kleines Gewitter am Tanzplatz aufsteigt und sie einander „mit ungebüldeten Menschen“ u. dgl. regaliren.

Der unbetheiligte Zuschauer amüsirt sich dabei doch vorzüglich, denn die köstliche frische Luft und die schattigen Plätze, vornehmlich aber Küche und Keller sind auch für ihn da und das Leben und Treiben auf und vor dem Tanzplatze bietet Stoff genug zur Betrachtung und sonntäglicher Unterhaltung.

Ein Karnevalsabenteuer.

Auf den Thürmen der Stadt schlug es bereits 11 Uhr und doch machte von den Insassen des Stammtisches beim „Leist" noch Keiner Miene, aufzubrechen, um sich den so gesegneten Schlaf vor Mitternacht zu sichern. Das würdige vierblätterige Kleeblatt, die Herren Huber, Meier, Schmid und Müller hatten soeben ihren „Haferltarok" beendigt und standen im Begriffe, sich von dieser aufregenden Beschäftigung zu erholen. Sie saßen stumm und sinnend da; Keinem von ihnen wollte es gelingen, den Faden eines Gespräches aufzufinden. Huber konnte zuerst dem Drang nach Unterhaltung nicht widerstehen, er that einen herzhaften Schluck, räusperte dann wie ein Volkstribun, der eine mächtige Rede halten will, und sprach seufzend: „Ja, ja!" worauf Meier ergänzend die geistreiche Bemerkung hinzufügte: „So geht's!" — Dann herrschte wieder Schweigen, bis endlich Müller fragte: Was haben wir denn heut für einen Tag?" — „Mittwoch!" hieß es. — „Mittwoch — da wird's wieder schön zugehen auf dene Redouten!" bemerkte Müller. — „Das kann uns wenig scheeren," sagte Huber, für mich sind's nicht auf der Welt." — „S' is a Schand, daß s' überhaupt auf der Welt san," warf nun Herr Schmid ein; „so etwas sollt' man verbieten, d' Polizei sollt sich d'reinleg'n, zugspirrt solltn's wer'n!" — „Oho," unterbrach ihn lachend Müller — „es scheint, Sie sind schon a Mal g'hörig eingangen, denn so gefährlich is die Sach doch net!" — „Was? Sie das verbitt' ich mir," entgegnete Schmid gereizt; „an einem solchen Ort sieht mich kein Mensch, da thät i mi doch schamen!" — „No. no, so arg ist's doch net," sagte Meier, „wenn man will, kann man sich sogar sehr gut und ganz anständig dabei — unterhalten. Probiren Sie's, gehen's einmal hin und schauen's Ihnen den Spaß an!" —

Schmid fuhr ob solcher Zumuthung einen halben Meter weit zurück und starrte den frivolen Menschen ingrimmig an, während die beiden Andern lachend auf den Scherz eingingen und den Vorschlag eine Redoute zu besuchen, weiter besprachen. „Ja, ja," fuhr Meier im Texte fort, „man

kann sich da ganz gut unterhalten, — mein Gott, wenn man auch das Schwabenalter hinter sich hat, hie und da eine Dummheit kann man schon noch vertragen. Man schaut sich das Getriebe an, macht selbst einen schlechten Witz und wenn man ein Flascherl auf den Tisch stellt und was Guts dazu, dann kommen die Madeln —" — „Gute Nacht," rief nunmehr Schmid, stülpte seinen Hut auf und ging entrüstet von dannen. Lachend verfolgten die Zurückgebliebenen das Thema weiter und endlich wurde im vollen Ernst das Unternehmen beschlossen. „Ich bin dabei, blos weg'n G'spaß halber," sprach Huber — „aber eins ist bedenklich — die Weiber!! Meine Alte hat die schwarze Wichs unter Verschluß und wenn ich dös G'wandel verlang, dann spannt's was und dann gibt's einen Skandal, den ich net um alle Redouten der Welt erleben möcht!" — „Ja, weißt Du Dir denn gar net z'helfen?" entgegnete Meier, „da sagst einfach — wir gehen zu einem Fastenessen — meinetweges in's Hotel Stachus — und da muß man ballmäßig erscheinen!" Dies war das Ei des Columbus; es wurde nach Antrag beschlossen und nachdem der Vertrag mit einer Stehmaß feierlich besiegelt war, trennten sich die Verschworenen.

„Ja Mo, zu was brauchst denn Du am helllichten Werktag auf d'Nacht die schwarz Wichs," fragte mit in die Hüften gestemmten Armen Frau Huber, als der Ihrige demuthsvoll um Herausgabe der so nöthigen Rüstung für den Abend ersuchte; dabei sah sie ihn an, daß er's bis in's Herz hinein spürte. Er nahm seine ganze Energie zusammen, erzählte das Märchen vom Fastenessen und versprach, ihr einen ganzen Hut voll Dessert mitzubringen. Sie willfahrte seinem Wunsche, nicht ohne von Zeit zu Zeit auf den Sünder hinüberzuschielen, der sich bemühte, das unbefangenste Gesicht von der Welt zu machen. Madame war schlau, sie hatte eine scharfe Beobachtungsgabe und nahm sich Angesichts des eigenthümlich verlegenen Benehmens ihres Mannes vor, zu handeln. Er ging Nachmittags noch in's Café, sie eilte zu einer Freundin; was dort gesprochen wurde, hat Niemand erfahren; aber das Eine hatte die brave Frau bald erkundet, daß im Hotel Stachus ein Fastenessen nicht stattfinde —

also — nun warte nur! — Als er sich Abends anzog, gefiel sie sich, ihn zu martern; so macht es die Katze, wenn sie die Maus in den Krallen hat! „Brauchst keine weißen Glacé net zum Speisen?“ fragte sie. — „Nein, liebs Weiberl, was denkst denn, da könnt ma ja gar nicht essen!“ preßte er heraus. — „Du,“ sagte sie dann wieder, „der Nanni ihr Mann, hab' ich g'hört, geht auch hin zum Fastenessen und nimmt seine Frau mit, könnt'st mi net auch mitnehmen?“ — „Du? warum denn net“ — stotterte er — „aber weißt, liebes Trutscherl — die Kouverts sind halt schon b'stellt und da geht's jetzt nimmer!“ — Als er endlich fertig war und sich empfahl, nahm sie zärtlichen Abschied und rief ihm noch nach: „I wünsch' halt recht guten Appetit!“ — Die drei Freunde trafen sich und segelten frohgemuth dem Meere der Wonne zu. „Je! — das wenn mei Alte wüßt!“ rief lachend der Huber. — „Und erst die Meine!“ sagte Meier. — „Von der Meinen will i gar net reden!“ bemerkte Müller.

Bald saßen sie im oberen Saale des Kolosseums an einem recht behaglichen Plätzchen; in der Ecke am Boden stand der bewußte Eiskübel und aus dem entquoll nur zu schnell die frohe Laune, welche den Menschen so viel Thorheiten begehen läßt. Einige Zeit später waren sie nicht mehr allein; ein blauer Domino, eine Pierrette und ein Debardeur halfen die Zeit vertreiben. Meier, als der Mobilste, ging sogar dann und wann hinab, um zu tanzen. Huber unterhielt sich eben mit der Blauen ganz famos, da stürzte Meier athemlos herbei, winkte ihm und raunte ihm in die Ohren: „Huber — dei Alte is da — schwarzer Domino mit gelber Schleife, rothem Fächer, i hab's kennt, weil's nießen hat müssen, „hazzü!“ hat's g'schrien — so schreit nur sie!“ Huber sah zunächst auf das Fenster, rang eine Zeit lang die Hände, besann sich einen Augenblick und rief dann wie Archimedes: „Ich hab's!“ Er eilte hinab und brauchte nicht lange zu suchen — die mußte es sein! Aus den Augenöffnungen ihres Visirs blitzten ihm zwei Flammen entgegen — so blickt nur die Rache! Er merkte, daß sie sich an seine Fersen heftete, und begann nun seine Rolle zu spielen. Kopfschüttelnd sah er auf das Gewoge im Saale und sprach dazu

laut vor sich hin: „Da hört sich Alles auf! Wie man an solchen Dingen Geschmack finden kann; pfui und abermals pfui!“ machte dann haarscharf Kehrt, so daß er sie beinahe über den Haufen gerannt hätte und eilte dann in das Bierstübchen hinab — sie folgte wie sein Schatten. Unten setzte er sich in eine Ecke, ließ sich ein Glas Bier geben, zündete eine Zigarre an und starrte dann vor sich hin. Plötzlich erscholl neben ihm eine ganz feine Fistelstimme: „Grüß Di Gott, bist a da?“ Er wußte, wie er daran war und antwortete: „Schenirts Di vielleicht?“ „Oho, friß mir nur net — jetzt setz’ i mi erst her zu Dir!“ fuhr sie fort. „Hast an Durscht, Maske?“ fragte er spöttisch. — Aha, dachte sie, jetzt geht’s an und antwortete: „Ja, lieber Schatz!“ — „Dann kaufst Dir a Bier,“ erwiderte er. — „Du bist aber gar net galant,“ fuhr sie fort. „Das ging mir ab,“ ließ er sich vernehmen, überhaupts, wennst meinst, i bin so ein alter Gimpl, der wegen Euch Maderl hergangen is, dann irrst Dich — man schaut sich die G’schicht an — aber für’n Narr’n halten kannst einen Andern; — Kellner zahl’n!“ — Der Frau Huber hüpfte das Herz im Leibe vor Freuden, die Geschichte mit dem Fastenessen war längst verziehen — aber wenn er am Ende merkte? Der Kellner kam — er zahlte und stand auf. Sie wollte ihn halten; er rief aus: „Mein Ruh will i haben!“ — Da hielt sie sich nicht länger, sondern rief im süßesten Tone: „Xaverl!“ Nun stutzte er mit einer Geste, die dem Possart Ehre gemacht hätte — er ging auf sie zu — sie fiel ihm um den Hals, desmaskirte sich und nun rief er mit dem Ausdrucke des höchsten Entsetzens: „Um Gotteswillen, Susi, wie kommst Du daher — rede — ich bin ganz starr — —“.

Sie beichtete reumüthig, war aber doch so schlau, seine Nothlüge gehörig zu beleuchten, so daß sich das gegenseitige Konto so ziemlich beglich. Er verzieh, ließ eine Portion Zunge mit Aspic kommen und feierte ein rührendes Versöhnungsfest. Zuletzt fiel ihr gar ein, mit ihm in den Saal und oben hinauf gehen zu wollen — weil mir amal da sin.“ Aber davon wollte er nichts wissen. „Wir trinken noch eins und dann geht’s nach Hause,“ kommandirte er, denn wenn

er an die Blaue dachte, überlief es ihn eiskalt. Er machte sich endlich auf und stieg, mit der Gattin am Arm, die Oberwelt hinauf. Als er um die Ecke bog, — da war er — der blaue Domino. „Aber Dicker," rief die Blaue, „wir suchen Dich überall, komm doch herauf!" Ein elektrischer Schlag durchzuckte das Ehepaar gleichzeitig; Huber aber gab keine Antwort, zog seine Frau mit sich in die Garderobe hinaus und sagte ganz kalt: „Solche Unverschämtheiten sind hier an der Tagesordnung; aber man thut am Besten, man schweigt dazu. Bist fertig? — Drotschkerl! Marsch!" — Und so war er gerettet!

Ballvergnügen.

Vor ein paar Jahren war es, als ich, einer schwärmerischen Anwandlung folgend, eine recht stille Wohnung miethete und mir in dieser stillen Wohnung ein nach rückwärts gelegenes Zimmer als Arbeits- und Schlafgemach einrichtete. Ich hatte lange keinen Grund, dieses Arrangement zu bereuen; denn es arbeitete sich in meiner Einsiedelei ganz prächtig. Meine Phantasie schwebte behaglich in den himmlischen Wolken, die ich mir selbst mittels einer echten Pfälzer Havannah zu schaffen pflegte, und mein Pegasus tummelte sich in dem gemüthlichen Raume wie ein Fohlen auf der Weide; ich fing die Jamben und Hexameter wie Fliegen förmlich von den Wänden weg. Dort brachte ich auch ein herrliches, dramatisches Gedicht zu Stande, eine wahre Zuchtruthe für die Herren Verleger, denn ich habe damit schon eine erkleckliche Zahl erschreckt und gepeinigt und ich freue mich auf die Zeit — nach meinem Tode, in welcher mit der Drucklegung dieses kostbaren Werkes begonnen werden wird. Mein Zimmerchen war nach dem Gesagten selbstverständlich ein wahres Paradies für einen fruchtbaren Dichter. Eines

Tages kam aber eine schwere Heimsuchung über mich — ich litt an Zahnweh; der Pegasus ließ die Ohren hängen, wie ein alter Droschkengaul und meine Phantasie war flügellahm geworden. In dieser Noth brachte ich dem Bacchus ein frommes Opfer und flüchtete mich dann in die Arme des Morpheus, der mich mit wohlthätigem Vergessen meiner Schmerzen beglückte.

Leider dauerte dieses zärtliche Verhältniß nicht lange; ein unangenehmes Geräusch ließ mich plötzlich erwachen. Wum — wum, wum, wum — wum! dideldideldum! Tatatarata! Dicht an das Haus, in dem ich wohnte, grenzte ein großes Vergnügungsetablissement und heute wurde dort der erste Faschingsball abgehalten! Das waren schöne Aussichten! Es trat eine Pause ein und ich versuchte, dieselbe schleunigst zu nützen, allein kaum fing ich an einzunicken, erdröhnte schon wieder das furchtbare „wum, wum!“ Ich schleuderte einen gräßlichen Fluch auf die braven Spielleute und setzte mich rachebrütend in den Lehnstuhl, auf das Bett vorläufig verzichtend. Diese Musik! Eine solche Monotonie war mir noch nie vorgekommen. Die reinste Drehorgelwirthschaft! Und da schwefeln die Leute vom Walzerkönig u. dgl.! Da schreiben die Musici einen solchen Bärentanz und lassen sich Künstler nennen! Jetzt begreife ich, warum so Viele unsern Wagner förmlich anbeten. Er hat keinen Tanz komponirt! Das allein wäre hinreichend, ihm die Krone der Unsterblichkeit zu sichern. Jetzt spielen sie eine Polka! Parademarsch für Affen wäre eigentlich eine viel passendere Bezeichnung. Und diese Klarinette! Diese Art von Instrumenten sollten eigentlich reichsgesetzlich verboten sein, da nicht begreiflich erscheint, warum gerade einzelnen Leuten gestattet sein soll, sich zum Nachtheil friedsamer Personen förmlicher Marterhölzer zu bedienen. Aber was soll man sagen, wenn die Menschheit solche Scheußlichkeiten sogar noch protegirt. Wie nur ein mit Vernunft begabtes Geschöpf sich so weit vergessen kann, nach der Vorschrift von einigen Musikanten Stunden lang auf einem Fleck im Kreise herumzuhüpfen, sich wie ein Rennpferd zu gebärden, sich die Schwindsucht an den Hals zu hetzen. Und dabei läuft ihm das Wasser über

Stirn und Wangen, sie, die Holde schwitzt wie ein Braten und wenn alle Beide athemlos nach Luft schnappen, dann ist der Gipfel des Vergnügens erreicht. Schönes Vergnügen so ein Ball!

So räsonnirte ich bis gegen den Morgen zu, der mich endlich wieder einschlummern ließ. Am nächsten Tag waren die Leiden der Nacht so ziemlich vergessen und ich fand mich nach Tisch bei einer befreundeten Familie zum Kaffee ein. Die reizende Tochter des Hauses machte die Honneurs und ich glaubte zu bemerken, daß sie mir heute strahlender als je, besser gelaunt als sonst vorkomme. Auf eine galante Bemerkung hierüber beeilte sich die kleine Fee mitzutheilen, daß sie heute Nacht auf dem Ball gewesen sei und daß sie sich köstlich amüsirt habe. „Wirklich?“ fragte ich erstaunt. „Da mögen Sie noch fragen,“ antwortete sie verwundert. „Kann es etwas Herrlicheres geben, als wenn die Menschen im fröhlichen Beisammensein unter den Klängen der Musik einige Stunden verbringen? Ich habe fünfzehn Touren getanzt und bei der letzten Tour war es mir, als ob der Ball eben erst begonnen hätte. Ich hatte das Glück, lauter liebenswürdige und geistreiche Tänzer zu finden. Und diese herrliche Musik! Was sind alle Opern, Symphonien und dergleichen langweiliges Zeug gegen ein paar Takte von Strauß oder Lanner? Meint man nicht, der Welt entrückt zu sein, wenn man mit einem flotten Tänzer so förmlich dahinfliegt? Es ist, als ob man in einem Meere von Seligkeiten dahinschwimmen würde! Es gibt kein Vergnügen der Welt, das sich mit einem Balle vergleichen ließe und meiner Ansicht nach kann nur ein blasirter Mensch diesen schönsten aller Genüsse nicht würdigen. Sind Sie nicht auch meiner Ansicht?“ — „Natürlich, meine Verehrte,“ beeilte ich mich zu erwidern — „es kommt eben auf die Verhältnisse an, aber dem gestrigen Balle habe ich keinen Geschmack abgewinnen können.“ — „Natürlich, weil Sie nicht dort waren, Bälle und ähnliche Scherze darf man nicht von der Ferne kritisiren, wer nicht selbst mitgethan hat, versteht nichts davon.“ Recht hat sie, dachte ich mir — aber nur von ihrem Standpunkte aus.

Die Entfettungskur.

Der Herr Huber nahm Abschied von seiner theueren Ehehälfte. Sie war tiefgerührt und versuchte vergeblich, ihn zu umarmen, brachte aber dieses Kunststück in Anbetracht des eheherrlichen Umfanges nicht fertig. Sein gewaltiger Corpus war ja auch die Ursache ihrer momentanen Trennung. Als sie heirateten, war Anton so schlank wie ein preußischer Gardelieutenant. Er nahm nach einem Dezennium jedoch rapid an Umfang zu; Madame konnte nicht genug Knöpfe einnähen, so oft er nieste oder hustete, sprangen sie dutzendweise ab. Das konnte so nicht fortgehen; als er sich erst gar über Athemnoth und Schwindel beklagte, wurde dieser Zustand einer eingehenden Würdigung unterstellt und das Resultat war die Entfettungs- und Kaltwasserkur. Huber wollte eben den „Gang zum Eisenhammer“ antreten. Nochmals setzte er den Krug an die Lippen, leerte ihn bis zum Grund und drückte dann der Gattin einen Abschiedskuß auf die Stirne, der einen wahren Fettfleck hinterließ. „In vier Wochen sehen wir uns wieder!“ rief er gerührt mit einem zärtlichen Blick, von dem man nicht wußte, galt er ihr oder dem verwaisten Maßkrug; dann machte er sich auf die Socken und kletterte die unter der Last ächzenden Treppen hinab. Unten stand eine Droschke bereit, in welche der Ankömmling hineingezwängt wurde; das magere Rößlein sah schaudernd auf den Koloß, dann hieß es „Hüh!“ und fort gings nach der Kaltwasserheilanstalt.

In gedrücktester Stimmung traf Huber in dieser Anstalt ein. Er hatte sich für das ungesottene Wasser von jeher nicht besonders begeistern können und jetzt sollte er sich diesem Elemente förmlich überliefern! Mit Wehmuth dachte er an die schönen Abende, welche sein Freundeskreis vier Wochen lang ohne ihn genießen sollte. Die herrlichen Frühschoppen werden nur mehr als Fata Morgana vor seinen Augen auftauchen; die schäumenden Maßkrüge sollen nur als Phantasiegebilde vor seiner Seele vorüberziehen; kein Tarrok in einem gemüthlich durchwärmten, wolkenschwangeren Lokale — woher

wird er, so dachte er voll Schwermuth, in diesem Aquarium seine gewohnte Bettschwere beziehen?

Er stellte sich dem Anstaltsdoktor vor, derselbe sah ihn mit durchbohrenden Blicken an, wie einst der Großinquisitor seine Opfer betrachtet hat. Dann begann das Verhör. Was ihm eigentlich fehle. Huber hatte gute Lust zu sagen, es fehle ihm eigentlich nichts, er habe blos die Anstalt betrachten wollen; aber der Dämon der Eitelkeit sprach auch ein Wörtlein mit, er wollte schlank und wieder eine Art Jüngling werden. Deßhalb murmelte er etwas von Fettherz, Athemnoth und Schwindel. Der Doktor nickte verständnißinnig mit dem Kopfe, als wollte er sagen: das kennen wir schon, dann richtete er seine Blicke auf die stattliche Körperfülle des Delinquenten und sprach: „Das muß fort!“ Huber schauderte und schwieg. Nun wurde das Verhör fortgesetzt und der Patient zu einer förmlichen Generalbeichte gezwungen. „Sie haben zu gut gelebt, mein Herr!“ — „Ich? o bitte!“ — „Ich kenne das — man frühstückt —“ „Natürlich!“ — „Ich meine, im Weinhaus; man trinkt eine Flasche Rothwein, ißt etwas dazu — dann geht man zu Tisch, ißt wieder, dann sitzt man in's Café und endlich ist's Zeit zum Abendtrunk — keine Bewegung, keine ordentliche Verdauung. Wie viel haben Sie getrunken?“ — „Zwei bis sechs — —“ — „Dann wundert's mich, daß sie nicht noch einmal so dick geworden sind!“ Nach dieser Unterredung wurde der Patient an den Wärter abgeliefert, der mit kannibalischem Grinsen auf seinen wohlgenährten Schützling sah. Noch am selben Abend begann die Kur. Schwitzen, frieren und wieder schwitzen; dazu nicht genug zu essen und viel zu wenig zu trinken! Früh Morgens, wenn die Hähne kräh'n, ging schon der Wärter durch das Haus, da war's um Huber dann gescheh'n, vom besten Schlafe mußt' er 'raus. Mit eiskalten Tüchern wurde er abgeklatscht, so daß ihm der „Schnaufer“ eingefroren ist; hierauf wurde er gewickelt und liegen gelassen Stunden lang. Ohne sich rühren zu können, jeder unverschämten Fliege hilflos preisgegeben, dachte er dann nach über seine Sünden, über die Schoppen im Rathskeller und über die guten Bissen, die ihm eine zweite Eva dort zu empfehlen pflegte, bis er

wirklich anbiß, dann über die Kellermaße, die ungezählten, welche so kühl über die Zunge flossen, — — — und dabei schwitzte er pflichtgemäß das schöne Fett hinaus, das er so mühsam mit den Jahren angesetzt hatte. So verging ein Tag, wie der andere; Huber wurde das reinste Amphibium und befand sich schließlich sehr wohl dabei. Seine Körperfülle wich einer mäßigen Rundung und als er seine Zeit vollendet hatte, verließ er die Waage mit dem Bewußtsein, um 35 Pfund leichter von dannen zu ziehen. Der Herr Doktor schärfte ihm nochmals ein: Diät, Bewegung und wenig trinken, höchstens drei Halbe, dann gab er dem entfetteten Häftling seine Freiheit wieder.

Huber fühlte sich wie neugeboren und ging mit den brillantesten Vorsätzen in die Welt hinaus. Seine Gattin war entzückt von der vortheilhaften Aenderung der Körperform ihres Eheherrn; jetzt konnte sie wieder Parade machen mit ihm; er war ja zum Spazierengehen stets bereit und so schien die Kur ein wahrer Segen für die ganze Familie geworden zu sein.

Huber war mit den besten Vorsätzen gepanzert; er wollte Anfangs gar nicht mehr ausgehen; allein die Versuchung, wieder einmal einen Tarrokabend mitzumachen, war zu groß; er ging also hin und nahm sich vor, nur drei Glas und dann lediglich Wein mit unendlich viel Wasser zu trinken. Er führte diesen Vorsatz auch aus; vor dem Heimgehen wurde jedoch eine Maß „ausgezipfelt“ und des Spaßes halber trank er mit. Am nächsten Tag ging er wieder aus und da richteten es seine Freunde ein, daß das „Auszipfeln“ früher begann als sonst. Huber legte sich ordentlich in's „Zeug“ und begrüßte am andern Morgen zum ersten Male wieder einen niedlichen Kater! Um diesen zu vertreiben, nahm er ein ganz kleines Frühstückerl, machte nach Tisch sein Nickerl und vergaß auf die Bewegung vollständig. Nach vierzehn Tagen saßen ihm die zu weit gewordenen Kleider wieder recht angenehm auf dem Leibe. Er machte sich nicht viel daraus; nur eines Tages, als ihm der Kaltwasserdoktor begegnete, erschrak er förmlich und stellte sich demselben gegenüber in Positur, wie ein Rekrute: „Brust heraus, Unter-

leib möglichst hinein.“ — „Nun, Herr Huber“, meinte dieser, „das ist jetzt doch ein anderes Leben!“ — „O ja!“ preßte dieser heraus. — „Wissen Sie, Sie waren am besten Wege, ein Säufer zu werden.“ Huber grinste verlegen. „Nicht wahr, Sie befinden sich jetzt pudelwohl?“ — „Pudelwohl, Herr Doktor!“ — „Sie werden sehen, mit der Zeit bekommen Sie einen wahren Ekel vor Ihrer früheren Lebensweise! Adje!“ — Huber holte tief Athem und ging ein Weilchen in Gedanken versunken dahin. Beinahe hätte er seinen Freund Zwackl über den Haufen gerannt. „Oho“, mahnte dieser, „'s is gut, daß ich Dich seh! Wir gehn heut Abends zum Eberl und machen ein Tarröckerl; a Bierl, sag i Dir, wie an Oel!“ Halb zog es ihn, halb sank er hin — Kommst?“ — „I—j—ja!“ rief er, „in Gottesnamen!“ Dann schlug er lachend auf seinen Wanst und sagte: „So wachs halt fort, so lang's Di freut — lieber ein Elephant, als so ein trauriger Wasserfrosch!“ Das sind des Müncheners Entfettungs- und Wasserkuren.

Aus dem Badeleben.

Zum Beginne der Herbstzeit war es, als unsere kleine Stammtischgesellschaft ihre abendlichen, höchst wichtigen und interessanten Sitzungen wieder aufnahm. Wir beschäftigten uns damit, die gegenseitigen Sommererlebnisse zu erzählen. „Wo waren Sie? — und Sie?“ das waren die Generalfragen des Abends und ihre Beantwortung erregte begreiflicher Weise allgemeines Interesse. Der Eine verbummelte seine Ferienwochen in Tegernsee und Schliersee, der Andere im Ampezzothale, der Dritte war am Rhein gewesen, ein Vierter gar drunten in der Türkei, wo die Völker nicht mehr aufeinanderschlagen, und da gab es so viel zu erzählen, daß

man ordentlich parlamentarisch vorgehen mußte, um den Stoff der Rede sachgemäß zu erledigen. Das Wort erhielt zuerst einer unserer gemüthlichsten Tischgenossen, ein Münchener von altem Schrot und Korn, der seine Erlebnisse folgendermaßen zum Besten gab.

„Ja, schauen's, meine Herren, ich hab' mich lang besonnen, wo ich hinreisen sollt'. Mit der Bergsteigerei will's nicht mehr recht geh'n und die Distanzlauferei in Bayern und Tirol habe ich auch satt. Ich halt' mich mehr an die Eisenbahn und wollte anfänglich den billigen Extrazug nach Wien benützen. Warum ich dieses Projekt nicht ausgeführt hab', darüber laßt mich schweigen. Nachdem ich aber schon mit Koffer und anderen Reiseutensilien auf dem Bahnhof stand, besann ich mich nicht lange, sondern fuhr möglichst weit nach Süden, also nach Reichenhall, um wenigstens sagen zu können, ich sei im Bad gewesen. Die Lage von Reichenhall ist ganz unbeschreiblich schön. Die Stadt selbst macht einen äußerst günstigen Eindruck auf jeden Fremden; es geschieht dort Alles, den Aufenthalt immer angenehmer zu machen, kurz — an Reichenhall selbst kann Jedermann seine Freud haben, nur wissen muß man, wo ein und wo aus? Ich stieg in den nächsten besten Hotel-Omnibus ein und wurde promptest an ein großes hübsches Gasthaus abgeliefert. Als der Wagen hielt, ertönte die Alarmglocke und eine Schaar Kellner und Hausknechte stürzen auf mich los. „Zimmer gefällig?" „Ja." „Schorsch, Nummer 12 im zweiten Stock! Reisegepäck noch auf der Bahn?" — Ich deute auf mein Handkofferchen, welches ein dienstbeflissener Hausknecht eben unter den Thorbogen gestellt hatte. — „Schorsch, dem Herrn Zimmer Nummer 23 im dritten Stock!" — „Der Herr beabsichtigen wohl länger hier zu bleiben?" — „Nein, vielleicht nur über Nacht!" — „Schorsch! Schorsch — na was rennen's denn so? Führen's den Herrn hinauf auf Nummer 45 und nehmen's dös Packl auch gleich mit!" — So ward ich endlich zwischen dem dritten und vierten Stock untergebracht. Meine Toilette war baldigst beendigt und ich beeilte mich, noch einen Abendspaziergang in der Stadt zu machen, der mich in der That sehr befriedigte; der lebhafte

Verkehr auf den Straßen, die hellerleuchteten, eleganten Läden, das Alles machte einen sehr guten Eindruck.

Die Hauptsache für mich bildete aber die Sorge, eine gute Quelle für den Abendtrunk zu entdecken. Ich beschloß, den nächsten Besten um Auskunft anzugehen, und überfiel einen des Weges kommenden eleganten Herrn mit der Bitte, mir zu sagen, wo es gutes Bier gebe. Mein Mann sah mich vom Kopf bis zum Fuß an, zuckte die Achseln und ging seiner Wege. Entweder hat er mich gar nicht oder falsch verstanden. Ich versuchte mein Glück noch einmal und gerieth an einen sehr freundlichen deutschen Reichsbürger, der mir aber ebenfalls nichts Zweckdienliches mittheilen konnte. „Nu heren Se, es gibt hier wohl sehr scheenes Bier und ich hab' auch schon welches getrunken, aber wo, das gan ich Sie werklich nich sagen." Ich mußte mich an eine andere Adresse wenden und ich stellte mich auf den Anstand, um einen Eingebornen abzufangen. Ein Jüngling, der mit einer Tabakspfeife im Munde dahinschritt, offenbarte endlich das große Geheimniß. Im Bad Achselmannstein wird Hacker-bier geschenkt. Das war mein Fall! Ich eile nach Achsel-mannstein, rekognoszire aber noch vorher sorgfältigst das Terrain von der Straße aus. Ein hoher prächtiger Speise-saal mit blendend weißgedeckten Tischen bot sich meinem Blicke. Aber nur an einem einzigen Tische stand ein halb-leeres Bierglas; hinter demselben saß die „Times", unbe-weglich, geisterhaft; wer gerade in ihren Spalten herum-irrte, konnte ich nicht entdecken. Ganz im Hintergrunde zeigte sich die Figur eines Kellners im schwarzen Frack, mit weißer Serviette bewaffnet; derselbe wandelte wie eine Schildwache hinter dem einsamen Gaste hin und her; ich wußte nicht, daß die Zeit des Soupers schon vorüber war und die Zahl der Hausgäste bereits wieder in ihren Zimmern sich amüsirte. Hier den Abendtrunk einnehmen? Nie! Doch setzte ich meine Forschungen weiter fort und bei dieser Gelegenheit drangen die dumpfen Schläge, welche beim Anzapfen eines Fasses ertönen, zu meinen Ohren. Den bekannten Lauten nach-gehend, gelangte ich in ein kleines Kneipzimmerchen, in dem es sich eine ganz erhebliche Zahl sehr wohl sein ließ. Es

war eigentlich das Gesinde- oder Kutscherzimmer, allein in richtiger Würdigung der Situation verleugnete ich meinen Charakter als Hotelgast ersten Ranges und ließ mich häuslich nieder. „Gemeiner Mensch", dachte ich mir, „du bist zu nichts Höherem geboren!" und trank ein Glas um das andere, so daß es sehr spät wurde, bis ich mein Hotel wieder erreichte.

Am andern Morgen beeilte ich mich, in den Kurgarten zu kommen, wo tägliche Konzerte stattfinden, um die salzige Luft am Gradirhaus süßer und die Molken angenehmer schmeckend zu machen. In einem kleinen Pavillon saßen in tiefe Trauer gekleidet die braven Musiker und freuten sich auf die neunte Stunde, welche ihr Tagwerk endigt. In der großen Wandelbahn gegenüber trieben sich Patienten herum mit kleinen Gläsern in der Hand, die ein grünliches Getränke enthielten, bei dessen Anblick mir die Thränen in die Augen traten; am Gradirwerke gingen wirklich Leidende auf und ab, die Hauptmenge der Anwesenden bewegte sich jedoch auf dem Mittelwege des Gartens und ich setzte mich, um die Passanten zu betrachten. Ein lebendig gewordenes Modejournal entrollte sich vor meinen Blicken: die glattgehobelte Miß, das französische Centauren-Weibchen, seidestarrende Russinnen schwebten ernst, still und gemessen vorüber, hie und da ein Kopfnicken, ein Gruß, eine kurze Erkundigung — es war sehr unterhaltend. Ein alter Herr neben mir gab einen Auszug der Kurliste zum Besten: — das ist der Fürst A., dies der Graf B., dort die Baronesse J., der Hofrath so und so — mir wurde schwül im Bewußtsein meiner Gewöhnlichkeit, rasch entschlossen packte ich mich selbst am Kragen und warf mich hinaus. Ich fühlte, daß ich mich zum Badegast nicht qualifizirte, und beschloß, wieder Tourist zu werden. Als solcher habe ich herrliche Tage in der Umgebung Reichenhalls verlebt; ich entdeckte mit der Zeit die gemüthlichsten Kneipen und famose Gesellschaft — man muß nur wissen wohin. Zum Badegast aber bin ich verdorben und wenn ich je wieder zum Vergnügen in ein Bad gehe, so sei es ins Freibad, nach Schwabing oder Pasing!

Zur Naturgeschichte der Sommerfrischlinge.

Es war an einem schönen Sommertage dieses Jahres, als ich Nachmittags Siesta hielt. Da trat ein guter Bekannter ein und erkundigte sich, was ich zu thun gesonnen sei. Wir befanden uns nämlich im Landaufenthalt am Ufer eines reizenden Gebirgssees und hatten Gelegenheit, Tag für Tag die herrlichsten Ausflüge zu machen. Ich antwortete auf die oben erwähnte Frage in aller Kürze: „Nichts!“ — „Wirklich?“ — „Nein, gar nichts!“ — „Aber, lieber Freund, nichts ließ ich mir noch gefallen, aber gar nichts, das ist doch nicht möglich!“ — „Und warum nicht? Es gibt nichts Schöneres, als zu Zeiten einmal gar nichts zu thun und wie ein Faulthier am Baume des Lebens zu hängen.“ — „Hübscher Vergleich,“ spottete mein Freund, „ich gratulire zu dem zoologischen Vergnügen.“ Damit empfahl er sich. Ich war zu faul, um mich aufzuregen und griff mechanisch nach der Idee des zoologischen Vergnügens. Ein Faulthier stellte ich dar; sollten die übrigen Sommerfrischlinge nicht auch zoologisch zu klassifiziren sein? Sehen wir einmal!

Da denke ich zuerst an meine Nachbarin, eine Dame im schönsten Alter, wie sie gelegentlich zu erwähnen pflegt — so zwischen 29 und 59, — dieselbe kennt kein größeres Vergnügen, als unmittelbar vor Tisch, wenn die Gäste erwartungsvoll der ländlichen Atzung harren, vor der Versammlung auf- und abzustolziren. Alle Farben des Regenbogens umspielen ihre junonische Gestalt. Die seidene Corsage schillert hübsch grünblau und ebenso gefärbte, breite seidene Bänder fließen über die kühne Wölbung des Taillenabschlusses hinab. So spaziert sie im Miniaturstechschritt dahin, um sich bewundern zu lassen — unstreitig der Pfau unserer Sommerfrischgesellschaft. Es thut ihr offenbar leid, daß sie nur mit dem Fächer ein Rad zu schlagen im Stande ist. Die Frau Räthin ist ganz anders angelegt. Nach dem Frühstück packt sie ihren Arbeitskorb und schreitet in dunkle Einfachheit gekleidet dem nahen Walde zu. Dort läßt sie sich unter einer Tanne nieder, packt ihr Strickzeug aus und strickt, bis die Mittagsglocke zum Tisch ruft. Nachmittags packt

sie wieder den Arbeitskorb, schreitet dem nahen Walde zu, läßt sich unter einer Tanne nieder und strickt, bis die Abendglocke ruft. So treibt sie es Tag für Tag, die reinste Waldameise.

Die Frau Meier mit ihren sechs Kindern, von denen das jüngste eben erst laufen gelernt hat, spielt wieder eine andere Rolle, wenn sie den mächtigen Strohhut auf dem Kopfe mit ihrer kleinen, piepsenden, lärmenden Schaar dahin zieht. Man sieht sie bald mitten in der Wiese, bald am Waldessaum suchend dahin ziehen. Plötzlich bleibt sie stehen, reckt ihren Schwanenhals langmächtig empor und stößt einen durchdringenden Schrei aus — sie hat eine Blume, eine Beere, einen hübschen Käfer gefunden. Von allen Seiten eilen nun die kleinen Wesen herzu und versammeln sich bei der Mutter. Dann zieht man wieder dahin, bis die Mama wieder den Sammelruf ertönen läßt. Ist das reizende Frauchen nicht der Gluckhenne gleich, die keine andere Bestimmung kennt, als für die liebe Brut zu sorgen?

Die hübschen, jungen Damen vom „Zuhause,“ welche mit dem Frühroth in den Kahn steigen und auf dem See herumrudern, nie aber über die Schilfgrenze hinauskommen, gelegentlich sich im Schilfe verstecken, um von dort aus Beobachtungen zu machen und sich intime Geschichten zu erzählen, werden gewiß nicht beleidigt sein, wenn ich sie mit ein paar Wildenten vergleiche. Ihr Herr Bruder, ein absolvirter Gymnasiast, mit einem Kohlenstrich über den Lippen und einem Backenbart von 0,3 Millimeter Länge, wogegen Hände und Füße sehr entwickelt sind, ist von einer furchtbaren Kletterleidenschaft befangen. Er steigt über Balken und Zäune, klettert auf Bäume, über Felsen, lauft wöchentlich drei Mal den Wendelstein auf und ab und wenn er so auf allen Vieren die Felsen hinaufkraxelt, dann muß ich unwillkürlich an einen Gibbon oder sonst an einen aus dieser Sippe denken.

Ein nervöser Revisor, der durch die Luftkur seine ziffermäßige Aufregung heilen will, spaziert den ganzen Tag am Ufer hin und her, ein wirklicher, ruheloser Strandläufer. Sein einziger Wunsch ist, der See möge aus rother Tinte bestehen, um unter jedes Inventarstück der Schöpfung den

rothen Revisionsstrich anbringen zu können. Einen beruhigenden Gegensatz dazu bildet der Fischreiher, ein ältlicher Herr — Pensionist und Garçon —, dem eine Angelruthe aus der Hand herausgewachsen ist, die er nun den ganzen Tag in das Wasser hineinhängt. Sonnenbrand und Regenschauer vermögen ihn nicht in die Flucht zu treiben. Er theilt seine Zeit in die Jagd auf Würmer und in die Jagd auf Fische — Abends nährt er sich von seiner Beute, elenden, kleinen Schuppenthieren, die er zum Schrecken seiner Hausfrau Abends zur Zubereitung heimbringt und von denen er behauptet, kein Mensch wisse, daß diese eigentlich die delikatesten Fische der Welt seien. In elementarer Hinsicht verwandt mit diesem Schrecken des Sees ist der dicke Privatier, welcher den größten Theil des Sommers im Wasser zubringt. Morgens badet er der Gesundheit halber, Mittags, um Appetit zu bekommen, Nachmittags der Hitze wegen, Abends, um schlafen zu können. Ich weiß nicht, ob er mehr zum Seelöwen oder zum Flußpferd zu klassifiziren wäre.

Während der Regenzeit machte sich einmal auch ein schrecklicher Vogel bemerkbar, der Regenpfeifer. Es war ein junger Kandidat, welcher in unsere friedliche Ansiedlung eine Flöte eingeschmuggelt hatte und nun den ganzen Tag den entsetzlichsten Mißbrauch mit diesem Schmerzensprügel trieb. Dort oben am Ende des Dorfes wohnte ein gemüthlicher, alter Herr mit einer jungen, feschen Frau. Derselbe stellte zweifelsohne den alten Hirschen dar, denn er setzt in der Sommerfrische regelmäßig seine zwei Enden auf. Von Passanten erwähne ich noch die Fischottern, nämlich jene Schwärmer, welche die Berge lediglich der Forellen halber durchziehen und ihre ersten Schritte nach den Behältern im Hofe des Wirthshauses lenken, um zu erforschen, ob noch genug Fische vorhanden seien. Mit ihnen ziehen häufig die Hühnergeier, die in ähnlicher Weise in die Geflügelhöfe eindringen und die Schönheit der Gegend nur nach der Thatsache beurtheilen, ob die „Hendln" am Spieß oder im Tiegel gebraten werden. Deßhalb ziehen sie auch unser benachbartes Riem oder ähnliche idyllische Hühnermordgruben der ganzen alpinen Welt vor.

Diese Naturgeschichte ließe sich noch vielfältig erweitern und eingehend behandeln, allein man darf mit diesem Studium nicht zu weit gehen, denn es sind ja blos Phantasie-Spiegelungen eines beschäftigungslosen, halb wachenden und halb träumenden Sommerfrischlings.

Beim Fischen.

Es war an einem schwülen Sommertag; die ganze Stadt glich einem leibhaftigen Backofen; schweißtriefend schlichen die halbgedünsteten Erdenpilger in den Straßen herum, verzweiflungsvoll zum Himmel auslugend, ob denn nicht doch einmal ein Wölkchen heraufkriechen und dem unerträglichen Zustand ein Ende machen wolle. Richtig! Im Südwesten setzten sich blaugraue Wolkenballen an; „heut' gibt's noch was!“ hieß es.

Darüber aber freute sich Niemand mehr, als der Herr Oberbuchhalter Hampl. Seit einiger Zeit huldigte er nämlich dem Angelsport und hatte sich in diese aufregende Beschäftigung leidenschaftlich verliebt. Er war noch kein Meister in der Kunst, die Schuppenthiere ihrem Elemente zu entreißen, aber er hatte schon manchen kleinen Erfolg zu verzeichnen und war deshalb zu größeren Unternehmungen jeder Zeit bereit. „Ein Wetter am Himmel — da beißen's wie narrisch,“ sagte er zu seiner Gattin, „ich muß fort!“ Mit dem nächsten Zug dampfte er ab und eine Stunde später stand er schon am Ufer des kleinen Flusses, den er sich als Fischwasser gepachtet hatte. Das Angeln ist bekanntlich eine sehr unterhaltliche Beschäftigung, wenn man die nöthige Portion Geduld dazu mitbringt. Abgesehen davon, daß die dummen Fische oft Stunden lang nicht merken, welche fetten Bissen ihnen vorgelegt werden, können sich noch viele ärgerliche

Dinge ereignen, die einen Hitzkopf in der ersten Stunde dazu bringen würden, den ganzen Apparat um die nächste Bachweide herumzuhauen und auf und davon zu gehen. Da kommt z. B. so ein Fisch und stößt mit der Nase an den Köder, nimmt denselben vielleicht gar in das Maul und zwickt ein kleines Stückchen davon herunter, nicht ahnend, welche Aufregung dies auf der festen Erde verursacht Denn jetzt zuckt's dem Angler durch alle Nerven; nur noch ein Ruck, dann ist ihm die Beute sicher. Aber der Kork auf der Wasserfläche macht blos kreisrunde Bewegungen oder zittert ein wenig, als ob etwas daran rüttle — jetzt neigt er sich — jetzt — raus damit! Aber es hängt kein Fisch an der Schnur, welche einen weiten Bogen beschreibt und sich dann zwanzigfach um einen Baumzweig in der Nähe herumwickelt, so daß der Fischer eine halbe Stunde zu thun hat, bis er die Geschichte in Ordnung bekommt. Noch ärgerlicher ist's, wenn sich der Angler nicht verführen läßt, herauszuziehen, endlich aber doch nach dem Köder sieht und entdecken muß, daß derselbe radikal abgefressen ist, ohne daß sich der Fisch dafür dankbar gezeigt hätte. Ja es kommen sogar Fälle vor, in denen es gelingt, einen fetten Kerl an's Land zu ziehen, ehe man sich aber seiner bemächtigt hat, macht er sich vom Hacken los und schnellt in großen Sätzen dem Wasser zu — man erwischt ihn noch beim Schwanz, aber wie Seife entgleitet er der geschlossenen Hand, schwupp! — ist er wieder in seinem Element und schießt fort auf immer!

Hampl stand mit der Angelgerte in der Hand am äußersten Rande des Ufers und sah mit gespannter Aufmerksamkeit auf den schwimmenden Kork. Die Bremsen flogen lustig um den beutegierigen Menschen, setzten sich auf Hals, Nase und Hände und kneipten ganz toll darauf los; der Fischer konnte und durfte ihnen nicht wehren, denn die Katastrophe war nahe und mit einer einzigen raschen Bewegung wäre der ganze Erfolg zweifelhaft geworden. Jetzt spielt einer am Köder und nimmt ihn an — und was für ein Monstrum — der reinste Walfisch! Das gibt einen Triumph, das gibt eine Mahlzeit! Jetzt Gattin, richte nur Essig und Oel her, ein solcher Schmaus war noch nicht da! Der Kork

setzt sich in Bewegung — o Gott, er hängt — er hängt schon dran!

Mit Tigerschritten folgt Hampl — noch ein Moment — jetzt — auf! — — da stolpert er über eine Wurzel und fliegt kopfüber zum Fisch hinein! Hampl verschwindet unter dem Wasser, die Angelruthe segelt, vom Fisch gezogen, pfeilschnell in die Ferne, Hampl's Strohhut hinterher. Als der arme Fischer wieder an die Oberfläche kam, dachte er vor Allem daran, sich dem unbehaglichen Elemente zu entziehen. Das ging nicht so schnell; er mußte erst noch eine gute Strecke aufwärts waten, dann gelang es ihm, herauszusteigen, tropfnaß bis in die Seele hinein!

Das erste Wort, das von seinen Lippen kam, nachdem er das überflüssige Wasser von sich gegeben hatte, war ein furchtbarer Fluch und eine rücksichtslose Selbstanklage; er meinte in diesem Augenblick, es gebe keinen größeren Esel, als den Herrn Hampl. Dann sah er nach seinem Fischzeug — es war verschwunden; nur der Topf mit Würmern stand noch da. Wüthend schleuderte er diesen in's Wasser und rief: „Da freßt's die andern auch, Ihr Kanaillen!" Dann setzte er sich hin und dachte über seine Lage nach. Die Sonne schien noch glühend heiß; vorsichtig lugte er in der Runde aus — keine menschliche Seele ließ sich sehen, was konnte er Vernünftigeres thun, als die Kleider von Frau Sonne trocknen lassen? Er zog sich aus, breitete die Wäsche auf den Grasboden hin, hing Hose und Rock über das Gebüsch und stieg selbst wieder in den Bach, um stromabwärts nach dem flüchtigen Angelzeug zu fahnden, das sich doch irgendwo verhängt haben konnte.

Mittlerweile kam aber doch Jemand! Es war der gute Wenzl Prkrslmsl, welcher auf der Wanderschaft begriffen, die Gewohnheit hatte, dem Lauf der Flüsse zu folgen, statt auf der Straße zu marschiren, weil man da von Staub und „Schandarm" so arg belästigt wird. Als er zu den herrenlosen Kleidern kam, stieß er einen Freudenschrei aus: „Dank Dir, heilige Pane Wenzl, daß Du mir schickst Kladl zu rechte Zeit, ist schon zerbrochen mein ganzer Husen und aus Naht ganze Rock und Leibl!" Schnell wechselte er die

Garderobe und war nicht einmal ungehalten darüber, daß die Hose zu lang, der Rock zu eng war und sich in der Weste eine Uhr, in der Hosentasche ein Portemonnai befand. Nur den Hausschlüssel als übrige Zugabe verschmähte er und steckte ihn gewissenhaft in die alte Hose. „So schlecht ise Wenzl nicht, daß er Hausschlüssel von fremde Haus mitnimmt!“ Dann empfahl er sich aufs Neue seinem gütigen Schutzpatron und verschwand im Gebüsche.

Hampl hatte weit unten seinen Angelstock wieder erobert und einen zweipfündigen Hecht dazu! Also doch! Es gibt kein Mahlheur, ohne ein Glück dabei, dachte er sich, den Kleidern schadet's nichts und mir auch nicht — die Geschichte ist ja ganz fidel abgelaufen. Der gute Adam Hampl erstarrte zur Salzsäule, als er die ihm gewordene Bescheerung entdeckte. Er setzte sich trostlos auf den Boden, nahm den Kopf zwischen die Kniee, wie ein Zulukaffer, und starrte die schmutzigen Lumpen an, in die er am Ende hineinkriechen mußte. Um keinen Preis! sagte er sich schaudernd. Aber er konnte doch nicht als Neuseeländer in's nächste Dorf laufen — nein! unmöglich! Es verrann eine Stunde — endlich fügte er sich in's Unvermeidliche und schlüpfte in den böhmischen Habit. Die Stiefel waren dem braven Wenzl zum Glück zu klein gewesen. Seufzend nahm er den Fisch und schlich durch die Haide dahin — die Vögel flogen schreiend vor der zerlumpten Gestalt — Hampl war ja die reinste Vogelscheuche geworden. Er erreichte die Straße und lief mehr als er ging mit gesenktem Haupte dem Dorfe zu.

„Halt Freunderl, wohin so schnell — da zu mir her!“ tönte es plötzlich über die Straße. Hampl blickte erschrocken auf, ein Gendarm stand vor ihm und verlangte die „Aufweisung“. Er stellte sich vor als Oberbuchhalter Hampl und erzählte die ganze Rittergeschichte, die sich zugetragen hatte. Die Folge davon war ein scharfer Verweis und die Erklärung, daß ein solcher Schwindel nicht geglaubt werde. Mit Mühe und vielen Bitten brachte es Hampl so weit, daß ihn der Gendarm zum Bürgermeister des Ortes führte. Das war ein Gaudium für die Dorfjugend, welche dem Paare das Geleite zum Randhacklbauern gab, der das Amt eines

Bürgermeisters bekleidete! Glücklicher Weise kannte dieser unseren Pechvogel und bestätigte unter schallendem Gelächter die Identität des vermeintlichen Landstreichers. Der Herr Bürgermeister war so menschlich, dem Armen einen Anzug und etwas Kleingeld zu borgen und spät Abends gelangte Hampl als biederer Landmann — allerdings mit dem zweipfündigen Hecht — bei der erstaunten Gattin an. Einen so theuren Fisch hatte er noch nie gegessen und er nahm sich ernstlich vor, sich künftighin billigere auf dem Fischmarkt zu kaufen.

Vom Trinkgeld.

Vom Trinkgeld hören die meisten Menschen nicht gerne sprechen, wenn es sich darum handelt, es zu geben; dagegen gibt es wieder Tausende, welche kein lieblicheres Wort kennen, mag es in irgend einer Sprache des Erdballs ertönen. Ich gehöre zur ersteren Sorte Menschen; das Trinkgeld ist mir, um mit Wippchen zu sprechen, ein Dorn im Geldbeutel und doch ist's nicht möglich, diesen Dorn auszuziehen. Warum gibt man eigentlich Trinkgeld? Diese Frage ist manches Mal schwer zu beantworten. Hie und da als Zugabe zum Arbeitslohn oder als kleine Entlohnung selbst; meistens aber, weil's eben so Mode geworden ist und weil man nicht als Geizhals oder anstandsloser Mensch gelten will. Ich beabsichtige jedoch nicht, gegen das Trinkgeld zu Felde zu ziehen, und zwar nicht deshalb, weil dann die schöne Anna im Café X mir ihr Wohlwollen entziehen möchte, oder die fesche Kathi sich damit rächen würde, daß ich nie und nimmer zum Genusse einer „Haxen" käme, sondern einfach deshalb, weil ein Krieg gegen das Trinkgeld doch keine Aussicht auf Erfolg hätte; denn wo unsere Eitelkeit und unsere Schwäche überhaupt in Frage kommt, da kämpfen selbst die Götter ver-

gebens — gegen das Trinkgeld. Ueber die Nützlichkeit des Trinkgeldes läßt sich gar nicht streiten; es können dies die Herren Wirthe, Kellner, Kellnerinnen, Hausdiener, Stubenmädchen, Kutscher, Ausgeher und noch hundert andere höchst respektable und einsichtsvolle Menschen bezeugen. Wie nothwendig es jedoch ist, Trinkgeld zu geben, liegt schon in der Thatsache begründet, daß es Viele gibt, welche eher ihr Diner als das Trinkgeld hiebei schuldig bleiben. Recht klar fällt uns diese Nothwendigkeit ins Auge, wenn wir ein Bild aus der Praxis des eigenen Lebens betrachten.

Ich sitze beim Morgenkaffee, da ertönt die Hausglocke, gleich darauf tritt das Dienstmädchen ein und meldet: „Die Stiefeln sind vom Schuhmacher gekommen.“ (Dieselbe hat eigentlich „Schuster“ gesagt, allein das Wort getraue ich mir nicht zu gebrauchen.) Ich lese eben in der „Wiener Neuen Freien“, daß der Fürst von Bulgarien dem Droschkenkutscher zwei Napoleon Trinkgeld gegeben hat, welche imponirende Nachricht meine Sinne vollständig gefangen hält, so daß ich an die neuen Stiefel gar nicht mehr denke, bis mein Dienstmädchen schüchtern bemerkt: „Er wartet draußen!“ — „Wer?“ — „Der Schusterbub!“ „Ja so — das Trinkgeld!“ Während ich im Geldbeutel nach einem Zwanzgerl suche, erregt der Teufel des Geizes verschiedene Bedenken in mir, ob es auch gut sei, die Jugend zum Laster der Trunksucht zu verführen, indem man die Mittel hiezu bietet — allein der vielsagende Blick meines Dienstmädchens, welches sich vor dem edlen, jungen Mann gewiß schämen würde, wenn ich mich schmutzig zeigen wollte, entwaffnet mich und der Junge erhält sein Geschenk.

Eben will ich hierauf ausgehen, da erscheint der Diener einer meiner Freunde und überbringt mir ein Buch, das ich mir zur Lektüre erbeten habe. Dem Mann muß man natürlich ein Trinkgeld geben, denn erstens macht der Transport eines solchen Gegenstandes Durst und dann erfordert auch der Anstand, daß man so thut, als wenn man davon überzeugt wäre. „Warten Sie noch einen Augenblick!“ rufe ich ihm zu, weil ich erst kleine Münze holen will. „O, bitte, bitte,“ entgegnet derselbe mit unterthänigem Lächeln,

obschon er noch gar nicht weiß, warum ich ihn warten lasse. Dem Mann ist's aber mit dem Warten so wenig ernst, als mir mit dem Geben. Ich muß jedoch, Anstandshalber den weiteren Versuch machen und reiche ihm das bewußte Zwanzgerl in Verbindung mit zwei Fünferl — damit die Geschichte sich voluminöser angreife — unter den Worten: „Hier ist etwas für Ihre Bemühungen!" „Nein, bitte — bitte" — entgegnet er höflich, indem er aber vorsichtiger Weise mir die offene rechte Hand wie zum Gruße entgegenhält — „es ist" — hier drücke ich ihm die dreißig Pfennige nachdrucksvollst in die Hand, welche sich schleunigst zur Faust gestaltet — „es ist nicht der Rede werth." Ob er damit seine Dienstleistung gemeint hat, oder das Trinkgeld, ist schwer zu bestimmen, denn nun ist er flugs dahin.

Eine dringende Angelegenheit bestimmt mich, eine Droschke zu nehmen. Der brave Rosselenker ist auf mein Wohl bedacht und fährt mich den schattigeren Weg. „Wissens," sagt er, „dö Hitz is zu groß — man kann gar nicht g'nug trink'n vor lauter Durst!" Diesen zarten Wink kann ein gefühlvoller Mensch nicht unberücksichtigt lassen und deshalb erhält der Kutscher auch ein Zehnerl als Trinkgeld. Das scheint ihm etwas karg zugemessen, denn er blickt bald auf das Zehnerl, bald auf mich, haut endlich seinem armen Schimmel „eine" nauf, die offenbar mir gegolten hat und fährt im schnellsten Trab, den der Schimmel in den alten Knochen hat, davon. Dem Advokaten, mit welchem ich zu sprechen habe, brauche ich glücklicher Weise kein Douceur zu geben, denn dasselbe erscheint ohnehin auf der Deserviten-rechnung später in lateinischer Vermummung; allein der Schreiber, welcher mir eine Abschrift irgend eines höchst wichtigen Streitdokumentes überreicht, bemerkt in verbindlichster Weise, daß ich diese Abschrift nicht so bald bekommen hätte, wenn er nicht seine freie Zeit dazu verwendet hätte, mir gefällig zu sein. Ich greife zur Börse, worauf der junge Mann in edlem Stolze ausruft: „Ja deshalb hab' ich's nicht g'sagt — da muß ich schon bitten!" Einem Menschen, der seine kostbare Zeit aus purer Nächstenliebe opfert, darf man kein Zwanzgerl bieten und deshalb reiche ich ihm ein

Fünfzgerl. „Nein, nein, Herr", ruft er entrüstet, indem er thut, als wolle er umkehren, „das geht gegen meine Grundsätze; der Herr Doktor bezahlt mich für meine Dienste und — — —" da erspäht er erst die Bezeichnung auf dem Geldstück, das er für ein Zehnerl gehalten hat — „nun bin ich halt so frei" — schwupp, ist das Fünfzgerl verschwunden.

Der Tag ist heiß und eine Weinstube nicht weit weg, deshalb beschließe ich, mir selbst ein Trinkgeld zu geben. Beim Schoppen benebst Kracherl vergesse ich die Beschwerden des Vormittags schnell und erst die Mittagsstunde mahnt zum Aufbruch. Ich verschaffe mir beim Fräulein Zahlaudienz und da das arme Geschöpf meinethalben so sehr geplagt war, kann ich nicht umhin, etwas zu thun. Die liebenswürdige Dame gibt auf ein größeres Geldstück heraus; je mehr sie dem Ende zukommt, desto langsamer zählt sie die Nickel auf und immer seltener werden diese Münzen in ihrer Hand, bis ich endlich mich zur großen That ermanne, menschliches Rühren empfinde und das erlösende Wort spreche: „Lassen Sie das Uebrige!" Ein süßer Blick um 14 Pfennig ist der Dank hiefür und ich gehe zu Tisch. Da gibts kein Trinkgeld. Das Essen schmeckt vorzüglich; ich mache der Gattin ein schmeichelhaftes Kompliment, welchen erfreulichen Moment dieselbe benützt, um mir das Muster eines neuen, billigen Capothutes zu zeigen. Also auch du, mein Brutus!

Während meiner Siesta erscheint ein Vereinsdiener, um den Vereinsbeitrag zu erheben. Der Mann schwitzt mit wahrer Ostentation und schnaubt, daß ich einen Schlaganfall befürchte; — ein Zwanz'gerl hebt diese bedenklichen Zustände sofort auf und frisch wie eine Forelle entschlüpft der Geselle. Das Nachmittagsschläfchen ist beim Teufel und deshalb eile ich in's Café, um mit einer Tasse Schwarzen dem gereizten Morpheus zu begegnen. Ich muß beim Bezahlen wieder wechseln lassen und Jedermann weiß, daß man bei solcher Gelegenheit regelmäßig ein paar „Fünferl" als Vergißmeinnicht erhält. Natürlich gebe ich ein Fünferl Trinkgeld und begebe mich in dem Bewußtsein, von Fräulein Therese, Amalie oder Peppi als nobler Mensch angeschaut zu werden, auf den Weg, um meinen Berufsgeschäften nachzugehen.

Abends auf dem Keller wiederholt sich der Vorgang in bekannter Weise — ich habe am Schlusse des Tages mehr Trinkgeld gegeben, als ich selbst zu vertrinken im Stande war.

Aber das ist Alles noch Gold gegen die Verhältnisse dieser Art auf der Reise. Ich habe kürzlich einen kleinen Ausflug nach einem berühmten Badeort unternommen und war schon unter Tags so oft gehalten, Trinkgeld zu geben, daß ich in Versuchung kam, jedem Menschen, der mir in den Weg kam, eine Kleinigkeit anzubieten. Als ich am andern Morgen das Hotel, in dem ich übernachtet hatte, verließ, kam ich mir vor wie ein Regiments-Zahlmeister. Zaudernd stand ich vor dem versammelten Personal, so daß der Wirth fragte: „Wünschen Sie vielleicht noch etwas?“ „Nein,“ antwortete ich, „ich möchte nur wissen, ob wir nun auch wirklich Alle beisammen sind!?“ Und siehe da, man soll gewisse Geister nicht an die Wand malen! Als ich im Waggon saß, erschien der Piccolo mit meinem Schirm, den ich stehen gelassen. Natürlich sorgte ich auch für den Durst des kleinen Mannes, drückte dann dem Kondukteur noch eine Kleinigkeit in die Hand, um ungestört schlafen zu dürfen und träumte trinkgeldmüde der Heimat zu. So viel steht fest — der Mensch kann dem Trinkgelde, das die Götter über ihn verhängt haben, nie und nimmer entgehen!

Nervös!

Frau Kassier Worzl saß am Fenster und wartete auf das Mittagsmahl und auf ihren Gatten, durch dessen Ankunft das Erscheinen des Ersteren bedingt war. Ein leiser Verdacht regte sich in ihr, er möchte am Ende bei einem heimlichen Frühschoppen sitzen, weil schon eine Viertelstunde über die gewohnte Essenszeit verstrichen war. So etwas

soll nicht vorkommen, wenn man zu Hause eine junge, hübsche Frau hat, die auch Anspruch machen darf auf ein Vergnügen. Aber natürlich, die Egoisten, die Tyrannen — das möchten sie nämlich gerne sein — denken nur an sich und so kommt es, daß die Speisen ungenießbar werden und damit soll dann die Gattin sich zufrieden geben. Als Frau Worzl eben den Entschluß faßte, ihrem Gatten heute eine Strafpredigt zu halten, stürmte dieser zur Thüre herein, schloß die überraschte Gefährtin seines Lebens in die Arme und rief: „Heut' bring ich eine gute Nachricht!“ So etwas wirkt immer versöhnend; sie sah ihn freundlicher an und er fuhr fort: „Denke Dir — endlich hat man auch an mich gedacht, heute ist meine langersehnte Beförderung eingetroffen; ich bin zum wirklichen — bedenke, was das heißt, Obersteuerhinterziehungsverhinderungskommissionsrath ernannt worden. Ich gratulire, Frau Räthin!“ Nun, da erglühte auch in ihrem hübschen Gesichte der Wiederstrahl der Freudensonne, welche ihr Gatte entzündet hatte und eine Fülle von Gedanken durchkreuzten sofort ihr Gehirn und umkränzten den schönen Titel „Frau Räthin“.

Der neugebackene Herr Rath verlieh seiner Freude einen etwas materiellen Ausdruck. Eine Flasche Rüdesheimer und dann eine Importirte veranschaulichten seine angenehme Stimmung und hoben seine gute Laune noch um ein paar Grade; er verzichtete in Folge dessen auf das Mittagsschläfchen und lud seine Gattin zu einem Spaziergang durch die Stadt ein. Sie hätte es eigentlich lieber gesehen, wenn er allein fortgegangen wäre, denn der Boden brannte ihr unter den Füßen — sie hätte so gerne die Neuigkeit an ihre Bekannten mitgetheilt: an die Hauptmanns und die Professors, an die Meier's und Huber's und Müller's; man mußte sich jetzt gedulden. Heute marschirten sie ganz anders als gewöhnlich dahin. Sie trug das Köpfchen ein wenig höher als sonst, so daß es sich mit jedem Schritte etwas nach rückwärts neigte, was außerordentlich distinguirt aussieht; er ging wie eine Kerze dahin und that wohl auch ein wenig „g'schwoll'n“, allein die Leute, welche dem würdigen Ehepaar begegneten, waren entweder so dumm oder so boshaft, daß sie gar nicht

dergleichen thaten, als ob ein Rath mit Räthin an ihnen vorübergehe.

Hie und da prüfte die Frau Räthin im Spiegel eines Auslagefensters ihr Exterieur und da fand sie, daß manches daran anders werden müsse; als sie durch das ehemalige Schleckergäßchen auf den Rindermarkt zu einbogen, blieb sie bei St. Peter plötzlich stehen. War es ein Gefühl der Frömmigkeit, welches ihr vorschrieb, dem Himmel für das neue Glück zu danken! „O nein, sie wandte sich nach rechts und dirigirte ihren Gemahl zu dem großen Konfektionsgeschäfte gegenüber. „Albert, sieh einmal den reizenden Hut an!“ Er sah ihn an und war unvorsichtig genug, zu bestätigen, daß er sehr hübsch sei. „Was er wohl kosten mag?“ Die brave Frau eilte sofort in den Laden, um zu fragen. Mit etwas verdutztem Gesichtchen kam sie zurück und berichtete: „45 Mark!“ „Uih“ — machte er lachend und pfiff zwischen die Zähne, „das wär nicht übel für einen Hut!“ Und er nahm sein Weibchen wieder unter den Arm und ging weiter — freilich dachte er in diesem Augenblick nicht mehr daran, was er und sie geworden waren! Desto mehr beschäftigte sie sich mit dieser Erwägung. Nach einer kleinen Pause begann sie:

„Eigentlich ist's nicht gar so viel — für diesen Prachthut!“ „Wohl möglich“, erwiderte er, „aber ein vernünftiger Mensch kauft ihn nicht, wenn ihm nicht das Geld zu den Taschen herausfällt!“ Damit war's seiner Meinung nach gar. Sie erwähnte auch nichts weiter, sondern ging nur etwas schweigsamer an seiner Seite dahin — sollte er wirklich so gedankenlos sein, daß er ihren Wunsch nicht erkannt hätte? Ueberdies mußte er wissen, daß der Mann sich bei einem so freudigen Ereignisse auch der Frau gegenüber nobel zeigen solle. Eine passendere Gelegenheit, ein Geschenk zu machen, gibt es nicht. Aber das Ungeheuer ahnte und fühlte nichts!

Abends beklagte sich die Frau Räthin über Kopfschmerzen. Er meinte, kalte Umschläge würden gewiß eine Erleichterung bringen. Im Gegentheil — das Leiden verschlimmerte sich; die arme Frau war am nächsten Tage gar nicht fähig, den

Haushalt wie sonst zu besorgen. Es war ihr, als habe ihr Jemand einen glühenden Nagel durch den Kopf geschlagen. Das ist Verkältung, sagte er — sogenannte Migräne und ging fort und holte einen Migränstift. Da verbreitete sich das Leiden weiter und griff den Magen an — die Aermste konnte nichts mehr genießen; ihr Zustand wurde bedenklich; wenn eine Thüre etwas schnell in's Schloß fiel, schrie sie auf; er durfte nicht mehr im Zimmer auf und abgehen; der Kanarienvogel wurde in die hintere Stube verbannt; vom Rauchen im Zimmer durfte gar nicht mehr gesprochen werden! Nun war es bedenklich; er zog einen Arzt zu Rathe.

Was ihr fehle, frug er den Herrn Doktor. „Hm!" -- meinte dieser — „Frauenkrankheit — nicht gefährlich — aber langwierig — Nervenaffektion — Nervus feminalis phantasticus — Ruhe — keine Aufregung — Zerstreuung — habe die Ehre, Herr Obersteuerhinterziehungsverhinderungskommissionsrath!" Rath Worzl war überrascht; also auch sie! Kaum war er Rath geworden, da war sie schon nervös! Das ist ein Elend mit diesen Zuständen. Er liebte seine Frau so sehr und hätte so gerne geholfen! Er führte sie in's Theater — in den Zirkus — in's Konzert — kaum eine momentane Besserung zeigte sich, darnach traten die alten Zustände wieder ein!

Endlich leitete ihn sein guter Genius wieder einmal auf den Rindermarkt und er erinnerte sich an den Hut, der ihr so gut gefallen hatte. Vielleicht heitert sie dieser auf. Was thut man nicht der Gattin zu Liebe? Er kaufte den Hut und sandte ihn der leidenden Gattin zu. Als er Abends heimkam, empfing sie ihn mit leuchtenden Blicken. „Albert, Du bist ein guter, lieber Mensch," sagte sie zu ihm. — „Wie stehts mit dem nervösen Kopfweh?" forschte er, als sie beisammen saßen. — „Seit heute Nachmittag glaube ich, hat die Sache eine bessere Wendung genommen; ich denke, die letzten Pulver, die der Doktor verschrieben hat, haben geholfen!" — „Gott sei Dank," rief er, „wenns nur wieder gut wird!" — „Sei nur nicht ängstlich," erwiderte sie, „einmal muß es ja doch besser werden!" Dann lief sie fort, setzte den reizenden Hut auf, stellte sich vor ihn hin und

bemerkte: „Steht er mir nicht gut zu Gesicht?“ — „Allerliebst,“ entgegnete er und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. — „Findest Du wirklich, daß er zu theuer ist?“ — „Gott bewahre,“ rief er lachend, „um den Preis finde ich ihn sehr billig!“

Die Lotterie.

Das waren noch Zeiten, als man im Monat ein paar Mal nur durch das Errathen von einigen Zahlen zu Wohlstand und Ansehen gelangen konnte. Dieses Errathen war nicht einmal so schwer, denn eine gute Fee sagte den Leuten immer während des Schlafes in das Ohr, welche Nummern in der nächsten Ziehung erscheinen würden. Ob einem von Himmel, Tod oder Teufel träumte, das war egal; die lieben Engelein waren ebenso gut numerirt, wie Meister Belzebub und seine Kohorte. Besonders das schwache Geschlecht in den reiferen Jahren hatte genug zu thun, das Geheimniß der Zahlenfolge zu ergründen. Es gab aber noch andere Auskunftsmittel, als jenes der Träume. So erinnere ich mich ganz gut, daß einstmals meine selige Großmutter mich unter dem Vorwande eines Spazierganges aus dem häuslichen Kreis fortlockte, in die Sendlingergasse schleppte und dann mit mir in das dortige Lotterieladl ging. Es war ein finsteres Lokal; emsige Schreiber mit verdrießlichen Gesichtern kritzelten auf große Bögen lauter Zahlen und besonders die Neuner und Siebener schrien immer erbärmlich, wenn sie mit dem verbrauchten Kiel auf's Papier geworfen wurden. Mir war ordentlich bange, aber die gute Großmutter flößte mir Muth ein und ich mußte dann in ein leinenes Säckchen langen und ein hölzernes mit einer Zahl beschriebenes Kügelchen herausholen. Fünfmal tauchte ich in die Fundgrube des Glücks, dann gab

sie dem Schreiber einen Sechser für's Ganze, einen Batzen für Ambo-Solo, einen Groschen für den ersten Zug. Sie bekam ein Zettelchen, das sie sorgfältig verwahrte, hierauf nahm sie mich an der Hand und führte mich zu dem Zuckerbäcker jenseits der Straße, wo ich eine Kreuzerbretze erhielt. Man sprach dort von mir und von dem, was ich eben vollbracht hatte und die Damen waren darin einig, daß ein Gewinnst nicht ausbleiben könne, weil ein ganz unschuldiges Buberl die Nummern gezogen habe. Aber sie hatten sich leider getäuscht; am gleichen Tage Vormittags hatte ich zu Hause ein paar Zwetschgen stibitzt — natürlich war's mit dem Gewinnst nichts!

Unsere Lotterien von heute sind ganz anders eingerichtet. Ein moralischer Zweck neutralisirt die dem Glücksspiel anhaftende Immoralität, die Ziehungen finden nicht mehr so häufig statt und werden, um die Spielwuth abzukühlen, immer etliche drei bis vier Mal verschoben, so daß man die Ausgabe verschmerzt hat, bis man erfährt, daß man den Haupttreffer nicht gemacht hat. Einer von den 150,000 Mitspielenden muß aber doch der Glückliche sein und diese verlockende Aussicht veranlaßt die Geldbedürftigen immer wieder, fromm und wohlthätig zu handeln, indem sie ein Loos kaufen. Manchmal schlägt's halt doch ein.

So saß vor einigen Tagen der Diätar Spagerling in der Diplomatenhalle des k. Hofbräuhauses, allwo er sich mit einer frischen Maß erlabte und dabei seinem Magen ein delikates Stück Leberkäs nebst Schwarzbrod zuführte. Nicht alle Tage erlaubte er sich diesen Luxus, allein eine besondere Einnahme verstattete ihm das bescheidene Vergnügen; er hatte einige Nächte hindurch für einen noch ungedruckten Dichter Verse in's Reine geschrieben, was seinem Wohlbefinden glücklicher Weise keinen Eintrag gethan, ihm selbst aber einen Lohn von sechs Mark eingetragen hatte. Unter solchen Vermögensverhältnissen war er erklärlichermaßen zu den unglaublichsten Unternehmungen aufgelegt. Aber er besann sich doch, als ein Kolporteur nahte und ihm die Möglichkeit vor Augen stellte, mit einem St. Benno-Loose um 2 Mk. 30,000 Mark gewinnen zu können. Eine kitzliche Geschichte! Sonst hatte

er an die Lotterie gar nicht gedacht, aber heute, mit noch fünf Mark baar in der Tasche, stach ihn der Haber gewaltig. So geht's eben; wenn ein Mensch einmal sechs übrige Mark hat, dann möchte er gleich noch 30,000 dazu! Spagerling überlegte lange; der Kolporteur erzählte ihm indessen eine Geschichte von einem außerordentlichen Glücksfall und der Versucher flüsterte ihm beständig ins Ohr: „Vielleicht hast Du das Glück!" Halb verlockt, nahm er sich noch einen Anlauf, seinen Unternehmungsgeist zu bändigen, allein da zeigte ihm der Satanas etwas, dem er nicht widerstehen konnte. Auf einem der vor ihm ausgebreiteten Loose haftete ein großer — Tintenklecks! Im Volkston heißt man so etwas eine „Sau" und daß das Schwein das Symbol des Glückes ist, weiß Jedermann. Also erwarb er das Loos, zahlte seufzend die zwei Märklein und verwahrte seinen Schatz in der Westentasche, nachdem er die Nummer noch seinem Gedächtniß eingeprägt hatte. Eigentlich hatte er vorgehabt, zu gehen, aber mit einem Kapital in der Tasche geht man nicht auf einem Bein nach Hause, deßhalb kaufte er sich noch ein Mäßlein und dachte über die Dinge nach, welche sich ereignen würden. Seine Frau, die mit Kleidermachen den kärglichen Verdienst zu verbessern trachtete, sollte in Zukunft nicht mehr für fremde Leute arbeiten. Daheim müssen natürlich auch große Veränderungen vor sich gehen. Ein Kanapee, ein Schlafrock, eine lange Pfeife — das waren Dinge, die er sich längst gewünscht hatte; der lieben Frau zu Hause würden jedenfalls eine Menge Küchengeräthe angeschafft werden, denn abgehen wird man sich dann nichts mehr lassen. So phantasirte er fort und als er heimging, erschien ihm die Welt bereits viel schöner; seine kleinen Sorgen um den Miethzins, die Schneider- und Schusterrechnung und andere derartige unbequeme Geschichten kamen ihm lächerlich vor und in fidelster Stimmung ließ er die Gardinenpredigt seiner Alten über sich ergehen. Am anderen Tage theilte er seine Hoffnungen der getreuen Ehehälfte mit, welche die Sache anfänglich sehr ungnädig aufnahm; aber der Hinweis auf die glückverkündende „Sau" wirkte auch bei ihr und nun mühten sie sich mitsammen ab, über die Verwendung der Summe in's Reine zu kommen.

Er blieb von nun an sogar bei Bankierläden stehen und sah auf den Kurs der Papiere, obschon er nichts davon verstand; er trat seinem Bureauchef immer kühner entgegen; er kaufte endlich einen neuen Hut, um eleganter auszusehen. Sie aber ging von Laden zu Laden und suchte heraus — natürlich blos von außen — was nöthig war; sie erinnerte sich dabei, daß sie eigentlich noch eine ganz hübsche Frau wäre, wenn ihr die entsprechende Toilette zur Verfügung stände u. dgl. So verging die Zeit bis zur Ziehung in süßer Aufregung. Der verhängnißvolle 30. März war vorüber und die Ziehung war von Statten gegangen, welches Ereigniß an sich schon den Wundern des sel. Stadtpatron zugezählt werden muß.

Am Abende des folgenden Tages saß das würdige Ehepaar still und schweigsam vor der kleinen Lampe, welche das bescheidene Gelaß erhellte; er auf einfachem Rohrstuhl, in fadenscheinigem Röcklein, eine kurze Pfeife im Munde; sie emsig nadelnd — Beide in sichtbar größter Niedergeschlagenheit. Der aus dem Ofenthürchen herausstrahlende Gluthschein beleuchtete einen auf dem Boden liegenden Papierknäuel — die Ziehungsliste sammt Loos, welche Spagerling in seiner ersten Wuth zusammengeballt und in die Ecke geworfen hatte. Noch einmal sah er ärgerlich auf diesen werthlosen Ball; ganz oben prangte die „Glückssau" im Widerschein des Feuers wie in bengalischer Beleuchtung. Spagerling sprang auf und schob die ganze Geschichte in den Ofen hinein — ein Aufflammen und die eingebildeten 30,000 Mk. waren aus der Welt. „Gott sei Dank," murmelte er, „wenn's denn nicht anders sein konnte, eines profitiren wir doch — wir können wieder ruhig schlafen!"

Nicht eifersüchtig!

Frau Professor Glimmer saß am Fenster und sah mißmuthig auf die Straße hinaus, obschon sie offenbar sich mit ganz anderen Gedanken trug, als der Verkehr draußen etwa in ihr erregen konnte. Sie schielte von Zeit zu Zeit nach ihrem Manne hinüber, der am Tische ihr gegenüber beschäftigt war — Steinfragmente aller Art zu sortiren und mit beschriebenen Zettelchen zu bekleben, welche Arbeit ihn so sehr in Anspruch nahm, daß er wahrscheinlich gar nicht mehr daran dachte, ob es außer ihm überhaupt noch ein lebendes Wesen auf dieser steinigen Erde gebe oder nicht. Glimmer war Geologe und zwar leider mehr, als seine junge, lebenslustige Frau vertragen konnte. Sie, die Hübsche, noch vor Kurzem Vielumworbene war zu schnell die ehrsame Lebensgefährtin eines jungen Gelehrten geworden, der über seinen Forschungen Alles zu vergessen schien, nur nicht seine Bequemlichkeit. Er empfand recht gut, was es heißt, eine sorgsame Hausfrau zu besitzen, die ihren Gatten mit Leckerbissen stopfte und ihm sein Heim so behaglich als nur denkbar einzurichten verstand. Wenn aber die guten Sachen gegessen waren, dann unterhielt er sich mit seinen Steinen und wenn er Abends in der Kanapee-Ecke saß und sie ihm opferwillig die Importirte nebst Feuerzeug herbeitrug — dann griff er nach einer alten Scharteke und ließ die junge Frau ohne Gewissensbisse sich langweilen. Dies brachte das gute Weibchen zur Verzweiflung. Sie dachte hin und her, wie sie ihn kuriren könne. Mit der Schweninger Kur wäre wohl etwas anzufangen gewesen, aber dazu war er ihr doch zu lieb. Wenn er nur nicht so entsetzlich phlegmatisch gewesen wäre! Ein Bischen mehr Nervosität, sogar ein wenig Rauheit wäre ihr erträglicher vorgekommen, als dieses gleichmäßige, durch nichts zu ändernde Thun und Treiben. Heute war ihr endlich eine Idee gekommen und sie laborirte nur noch an der Art der Durchführung.

„Albert“, begann sie, „ich habe mit Dir zu sprechen — wenn Du nämlich Zeit dazu hast!“ — „Sprich nur zu, mein

Schatz", entgegnete er, „Du störst mich nicht und ich höre zu, indem ich arbeite!" — „Ich will Dich auch nicht stören, denn ich weiß, Du hast den Kopf so voll Gelehrsamkeit, daß für mich kein Raum mehr übrig bleibt und ich sehe recht gut ein, daß sich das nicht ändern läßt, allein ganz ohne Unterhaltung kann ich doch nicht bleiben und deshalb hätte ich eine Bitte an Dich!" — „Ich bin zu Allem bereit, wenn es gilt, Dir Vergnügen zu verschaffen, aber erst lasse mich dieses Steinchen einregistriren!" Die Frau Professor biß sich ärgerlich auf die rothen Lippen und fuhr fort: „Es handelt sich um eine kleine Einladung; Du weißt, mein Cousin Wilhelm, der Lieutenant, hat sich schon oft beklagt, daß er nie Gelegenheit habe, in Familien zu verkehren — er ist nicht mehr sehr jung, aber doch ein netter — man kann sagen sogar ein sehr hübscher Mensch; den könnte ich ab und zu einmal zu Tisch oder zum Abendbrod einladen; natürlich unter der Voraussetzung, daß es Dir genehm ist und Du am Ende nicht etwa gar eifersüchtig würdest!" Der Professor tauchte aus seinem wissenschaftlichen Geröll empor und versetzte mit der gleichgiltigsten Miene der Welt: „Eifersüchtig? Ich eifersüchtig? Meine liebe Marie das erlebst Du nicht! Ich halte Dich erstens für viel zu treu und brav, als daß ich fürchten sollte, von dieser Leidenschaft erfaßt zu werden und dann ist es ja eine Thatsache, daß im schlimmsten Falle Eifersüchteleien zu den verlorenen Mühen gehören. Lade ein, wen Du willst, mir soll's recht sein. — Wo hab ich denn jetzt diesen Krystallbrocken hingebracht?" damit wandte er sich wieder seinen Steinen zu. Frau Marie war anfänglich ganz weich geworden, als er von ihrer Treue und ihrem Bravsein gesprochen, aber bald erstickte der Aerger diese Regung wieder und sie beschloß ihren Plan ins Werk zu setzen.

Sie schrieb ihrem Cousin und bald war der schmucke Offizier ein häufig gesehener Gast im Hause. Die junge Frau kokettirte mit demselben, soweit es ihre Frauenehre nur zuließ, aber ohne den gewünschten Erfolg in Bezug auf das Benehmen ihres Gatten zu erzielen. Es kam zu keiner Ermahnung und zu keiner Szene, so daß Maria oft mit Schrecken daran dachte, diese große Gleichgiltigkeit rühre am Ende

davon her, daß die Liebe des Gatten zu ihr auch schon der Versteinerung nahe sei. Und sie empfand es, wie sie allmählig selbst eifersüchtig wurde auf — diese Steine, welchen das Herz des Mannes ganz zu gehören schien. Da beschloß sie in ihrem Plane noch weiter zu gehen und bat den Cousin einmal für einen ganzen Sonntag zu Gast. Zum Mittagstisch besorgte sie einen prächtigen Kapaun und noch einige Lieblingsgerichte ihres Gatten. Derselbe äußerte seine Zufriedenheit schon vor dem Mahle und ging mit einer merkwürdig freundlichen Miene zu Tisch. Als endlich der Kapaun an die Reihe kam, strahlte sein Gesicht ordentlich vor Vergnügen; aber er hatte die Rechnung ohne die Wirthin gemacht. Dieselbe legte zuerst ihrem Cousin vor und zwar gerade die Stücke, von denen sie wußte, daß sie ihr Gemahl allen anderen vorziehe. Diesen bedachte sie mit sehr unansehnlichen Bissen und setzte diese Art der Vertheilung auch bei den folgenden Gerichten fort. Das Gesicht des Professors verlängerte sich merklich und zum ersten Male warf er prüfende Blicke auf den jungen Gast, der mit vollen Backen an den vom Hausherrn abonnirten Bissen kaute. Er fand mit einem Male, daß sich der Herr Cousin augenscheinlich zu viel herausnehme. Nach und nach sah er ihn giftiger an und am Schlusse der Mahlzeit sagte er sich, daß der Herr Lieutenant eigentlich doch nicht an diesen Platz gehöre.

Er ließ aber sich nichts merken; man trank Kaffee und der Professor holte Zigarren dazu und zwar die gewöhnliche Sorte, denn er dachte, dieser Schlemmer soll nicht auch noch meine Importirten rauchen. Aber wieder fuhr das Weibchen dazwischen: „O“, rief sie, „das sind nicht die rechten; mein Mann hat viel bessere — echte Havannas, davon müssen Sie rauchen!“ Sprachs und brachte das bewußte Kistchen, welches ihr Mann bisher als den reinsten Nibelungenhort betrachtet hatte. Wie der Kriegsheld damit umging! Er dampfte als ob er die ganze Ernte heute noch in Brand setzen müßte! Nun war es ihm offenbar, daß seine Frau den jungen Mann bevorzugte, daß sie sich für ihn interessirte! Den ganzen Nachmittag rührte er seine Steinsammlung nicht an; er wich nicht von ihrer Seite und betheiligte sich mit

einem allerdings kaum verdeckten Sarkasmus an den Gesprächen. Beim Abendtisch wiederholten sich die oben erzählten Vorgänge in auffallendster Weise. Sie strich ihm die Caviarbrödchen, legte ihm die saftigsten Stückchen vor — der Professor mußte sehen, wie er mit sich selbst zurecht komme. Seine Mißstimmung ging allmählig in Bitterkeit über, und als beim Abendtrunk der Gast auf Veranlassung der liebenswürdigen Wirthin sogar die bequeme Sopha-Ecke in Beschlag nahm, da fühlte der Professor mit einem Male schmerzlichst, daß er verrathen und verkauft sei.

Als sich der Cousin entfernte, brachte Glimmer kaum ein eisiges „Guten Abend" heraus, während sie den jungen Mann einlud, recht bald wieder zu kommen. Als die Ehegatten allein waren, brach ein Sturm los, wie er in diesen Mauern noch nie getobt hatte. Sie blieb ruhig. „Es scheint, Du bist gar eifersüchtig geworden?" „Eifersüchtig?" höhnte er wüthend; „wenn die Frau, auf die man wie auf Fels gebaut hatte, die heiligsten Rechte des Mannes preisgibt —" damit meinte er den Kapaun, die Zigarren und die Kanapee-Ecke — „dann hat man wohl Grund — —" „Also deshalb?" unterbrach sie ihn lachend, „eine auf solche Weise verletzte Ehre kann reparirt werden, aber ich gebe den hungrigen Cousin nur gegen die Steine, welche Dir mehr am Herzen zu liegen scheinen, als Deine Frau!" Und so geschah es. Das kostbare Gestein wanderte in die Sammlungen der Hochschule; der Cousin bekam bei seinem Besuche einen Stuhl angewiesen und der Professor blieb Alleinbesitzer in seiner Ecke. Zur Eifersuchtsszene kam es nie wieder, aber verspürt hatte er doch, wie es thut, wenn man Eifersucht im Innern fühlt. Die Kur hat sich bestens bewährt.

Bescheidene Leute.

Bescheidenheit ziert den Menschen und deshalb ist man allenthalben darauf bedacht, sich eine solche Verzierung zu verschaffen, ohne besonders ängstlich zu sein, ob dieselbe gerade stilvoll ist oder nicht. Namentlich dann, wenn man weiß, daß die Bescheidenheit nicht mehr mißverstanden und am Ende schädlich werden kann, verwandeln sich die hervorragendsten Gewächse urplötzlich in die reinsten Veilchen. Einen solchen Veilchenstrauß zu binden, ist die Absicht der nachfolgenden Zeilen.

Es hat z. B. eine vielvermögende Persönlichkeit irgend einer Gemeinde einen Vortheil erwirkt, in Folge dessen die Umlagen für den Kopf um einen Achtelspfennig erniedrigt werden können. Die tiefgerührten Bürger beschließen, in Ansehung der großen Verdienste dieses Gönners, demselben das Ehrenbürgerrecht zu verleihen. Sie begeben sich mit dem schönstens ausgestatteten Diplome zu dem Gefeierten und überreichen dasselbe unter dem Ausdrucke des Dankes und mit schmeichelhafter Erwähnung der hochherzigen That. Er nimmt die Urkunde entgegen wie eine Jungfrau den Brautring und versichert, daß er sich nie hätte träumen lassen, wie eine so unbedeutende Gefälligkeit eine so außerordentliche und unverdiente Anerkennung zur Folge haben könnte; er wisse kaum, wie er es seinem Gewissen gegenüber verantworten solle, eine so hohe Auszeichnung anzunehmen. Von solcher Bescheidenheit verblüfft, tritt die Deputation ihren Rückzug an; der neue Ehrenbürger aber beeilt sich, sämmtlichen Zeitungen des In- und Auslandes die Mittheilung von dieser Ehrung in kräftigster Form zukommen zu lassen.

Ein Anderer, welcher zur Vertretung der Interessen seiner Mitbürger erwählt war, kehrt in den Kreis seiner Wähler zurück und empfängt dort die überschwänglichsten Kundgebungen für die von ihm errungenen Erfolge. Mit verlegener Miene erhebt sich der weidlich Angeräucherte, räuspert, als wolle das Wort nicht aus der Kehle und erwidert endlich: „Meine Herren! Ich fühle recht gut, daß das Wenige, was ich durchzubringen so glücklich war, durchaus

nicht Anspruch machen darf auf das volle Maß Ihrer Anerkennung, welche Sie mir in so liebenswürdiger Weise zu Theil werden ließen. Ich bin kein Gelehrter und kein großer Redner; der Born, aus dem ich schöpfe, ist der Gedanke an meine Freunde, die mir ihr Vertrauen geschenkt haben; die Liebe zur trauten Heimat hat mir Kraft und Energie gegeben, das zu erringen, was ich mit Gottes Hilfe errungen habe." Die Rührung ist allgemein. Nun fährt er fort: „Sollte aber wieder eine Zeit kommen, in der es nothwendig erscheint, für unser gemeinsames Interesse einzutreten und haben Sie dann noch Vertrauen zu mir, dann werde ich nicht ermangeln, meine gewonnenen, für unsere Sache sehr werthvollen Erfahrungen für Sie, meine hochverehrten Herren, im Widerstreite der Meinungen bestens zu verwerthen!" Im Vereinsleben wimmelt es geradezu von Veilchen. „Du", sagt der alte, langjährige Vereinskassier H. zu seiner Ehehälfte, indem er den langgeflügelten schwarzen Rock anzieht, „heut wird sich etwas ereignen. Ich habe schon gehört, daß man mir aus Anlaß meiner zwanzigjährigen Thätigkeit eine goldene Dose überreichen wird. Denke Dir nur, eine goldene Dose! Mein sehnlichster Wunsch! Aber ich muß schon sagen — es war einmal an der Zeit, daß sie etwas dergleichen thaten, denn ich habe es Ihnen zehnfach erspart und ein Anderer wäre nicht so dumm gewesen, zwanzig Jahre den Narren umsonst zu machen. Aber gleichviel, wenn nur einmal ein Einsehen da ist!" Im festlich geschmückten Lokale wird der Jubeltag des treuen Schatzhüters gefeiert. Endlich naht der Moment. Der Vorstand erhebt sich und ergeht sich in schwungvoller Rede über die Verdienste des Kassenjubilars. Zum Schlusse überreichte er ihm — eine sauber geschriebene Adresse. Der Ehrenmann fühlt sich genöthigt, hierauf zu erwidern: „Meine Herren! Eine solche Ehrung überrascht mich aufs Höchste! Ich habe nur meine Pflicht gethan und Sie bieten mir hier etwas, was man sonst nur Leuten vom höchsten Rang widmet. Ich bin zu tief ergriffen, um Ihnen meine Gefühle darlegen zu können, wie ich möchte. Nehmen Sie daher den herzlichen Dank eines schlichten Mannes. Ich habe gesprochen!" „Gelt", flüstert der Vorstand dem Sekretär

zu, „ich habe es ja gewußt, daß dieser Mann zu bescheiden ist, um sich auch nur das zu erwarten!“

Betrachten wir uns einen Wahlakt in einem Vereine. Vor Beginn der Wahlhandlung erhebt sich der Vorstand und verkündet, daß er leider nicht in der Lage sei, eine Wiederwahl annehmen zu können. Die Geschäfte seien derartig gewachsen, daß eine Riesennatur dazu gehöre, sie zu bewältigen; er sei es seiner Gesundheit und seiner Familie schuldig, eine wiederholte Inanspruchnahme seiner Person dankend ablehnen zu müssen. Man kennt das aber. Ein redegewandtes Mitglied feiert nunmehr in ergreifender Auseinandersetzung die Verdienste des Herrn Vorredners, nennt ihn den Stolz und die einzige Stütze des Vereins und — der Mann wird wieder gewählt. Aus dem Riesen ist plötzlich ein zartes Veilchen geworden. „Meine Herren! Lediglich aus Liebe zur Sache nehme ich die Wiederwahl als Vorstand an, welchen Posten gewiß Viele unter Ihnen weit besser auszufüllen wüßten, und werde mich bemühen, soweit meine *schwachen Kräfte* es gestatten, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen!“

Ein anderes Bild! Auf einem Balle werden wir einer eleganten, blühenden Dame vorgestellt. Indem wir sie zum Tanz führen, bemerken wir allerdings, daß sie ihre rosigen Wangen selbst aufgelegt hat, daß sie dem Zahnarzt sehr viel verdankt und ihrer Schneiderin eine Venus schuldet. Trotzdem nehmen wir uns den Anlauf zu einer gewagten Schmeichelei. Sie ist entzückt, spielt aber doch die Bescheidene und bemerkt mit mädchenhafter Naivetät: „Sie schmeicheln, mein Herr! Wenn man, wie ich, seinen Dreißiger auf dem Rücken hat — natürlich hat sie mehr — dann weiß man, ist die Zeit der Ansprüche vorüber!“ Wenn man ihr das aber anzudeuten gewagt hätte? Der bloße Gedanke daran jagt uns eine Gänsehaut über den Rücken.

Aehnlich verhält es sich, wenn wir einer guten Mama eine Freude machen wollen und ihr die Versicherung geben, daß ihre Amanda das reizendste, geistreichste Geschöpf auf dem Erdball sei. In einem solchen Falle findet es die Mutter am besten, bescheiden zu werden. „Aber ich bitte

Sie, meine Amanda ist ein so einfaches Kind, daß ich fürchte, sie wird niemals etwas aus sich zu machen verstehen. Es ist wahr, sie hat ein erträgliches Aussehen und ist manchmal sehr lebhaft — aber im großen Ganzen sagen Sie wirklich zu viel!"

Jüngst begegnete ich einem Freunde, dessen Tante die Gefälligkeit gehabt hatte, ihn über Nacht zum wohlhabenden Mann zu machen. Früher war er genöthigt gewesen, nur bei Nacht auszugehen, um seinen Gläubigern nicht zu begegnen. „Nun, Dir geht's ja jetzt recht gut", frage ich. „No no — so, so lala! Ich hab' halt, was ein anständiger Mensch braucht, sonst nix. A Häuserl hab i mir kauft und nachher a Rößl, weißt an Einspannerl blos — ich mach ja keine Ansprüch, da geht's schon mit dem Bisserl, was i hab' — wenn mir nur g'sund san, das is ja doch die Hauptsach!"

„Aufg'schnitt'n".

Es wird wohl nur Wenige geben, die nicht Gelegenheit hatten, jene Sparte der Dichtkunst kennen zu lernen, die vielen sonst sehr prosaisch angelegten Menschen besonders geläufig ist und sich mit Erfindung von wunderbaren und außerordentlichen Begebenheiten beschäftigt. In Anbetracht der Unterhaltung, welche die Märchenerzähler des Stammtisches den gläubigen und ungläubigen Zuhörern gewähren, läßt man die Unwahrheiten und Unwahrscheinlichkeiten in tolerantester Weise passiren, ohne sie durch das Brandmal der Lüge zu kennzeichnen. Man ist gewohnt, über die „Aufschneidereien" zu lachen, und hört sogar nicht ungern zu, wenn einer das „Aufschneiden" so recht aus dem ff versteht.

Auf einer Gebirgstour in den Chiemgau hatte ich Gelegenheit, einige saftige Pröbchen dieser Kunst zu kosten und

ich kann nicht umhin, den freundlichen Lesern den Spaß zu wiederholen. Wir saßen nach einem guten Mahle beim Schoppen im Wirthshause zu H. — d. h. meine Wenigkeit, der Wirth und ein mit Spreewasser getaufter Weinreisender. Dieser hatte schon bislang den Gang der Unterhaltung fast durchgängig allein geleitet und viel Wunderbares war uns von seinen Abenteuern in aller Herren Länder zu Ohren gekommen. Da er während des Erzählens beständig mit dem kleinen Finger der linken Hand agirte, an welchem ein großer Solitär blitzte, mit diesem Finger den Schnurrbart zurecht strich, diesen Finger beim Trinken über das Glas zu heben wußte — kurz den Finger als das wichtigste Glied des ganzen Menschen behandelte, entsprach ich endlich dieser stummen Aufforderung, und es war wirklich, als hätte ich eine arme Seele erlöst, als ich fragte, woher der Herr diesen prächtigen Brillanten habe. Der Jünger des Bacchus bestellte sofort eine neue Flasche und begann dann eine höchst wunderbare Geschichte zu erzählen, wie er einst an der Spree spazieren gegangen sei. Plötzlich habe er ein Geschrei gehört und gesehen, wie sich das Volk an einer Stelle des Ufers versammelte. „Na, was war's? Ein junges Frauenzimmerchen wollte sich eben selbstmorden und es waren von der Todeskandidatin nur noch einzelne Mousselinstücke auf der Oberfläche des Wassers zu sehen. Da durchbricht ein seltsam gekleideter ältlicher Herr mit tiefbraunen Gesichtszügen den Kreis der Neugierigen und ruft: „Mein halbes Vermögen Dem, der meine Tochter rettet!" Obwohl Niemand wußte, wieviel der Alte und ob er etwas besaß, beorderte doch ein zufällig anwesender Gardekapitän seinen riesigen Neufoundländer, die Verunglückte zu apportiren. Der Hund springt ins Wasser, taucht unter und kommt nach langen und bangen Minuten an die Oberfläche, das Gewand der Unglücklichen in den Zähnen haltend. Das Thier schwamm tapfer, allein die Last war zu schwer, der Hund kämpfte verzweifelt und begann zu sinken. Da riß ich Rock und Weste ab, sprang hinein, schwupp! kriegte ich Beide beim Fell und legte, naß wie ich war, hier dem geängstigten Vater die wiedererstandene Tochter, dort dem Gardekapitän den werthvollen Neufound=

länder zu Füßen. Der alte Herr war ein indischer Rajah aus Gennapaje, der sich zum Vergnügen in Berlin aufhielt; derselbe erbot sich sofort, mir die Hälfte seines ungeheueren Vermögens ausbezahlen zu lassen und mir die Tochter zur Frau zu geben, wenn ich ein Buddhist werden wolle, allein ich bemerkte ihm, daß sich ein Berliner für eine solche That nicht bezahlen lasse und wollte im Gedränge verschwinden; nun nahm mich der alte Herr beim Arm und steckte mir diesen Brillant an den Finger, indem er bemerkte, daß ich denselben, wenn ich je nach Indien käme, vorzeigen möge, worauf ich fürstlich geehrt werden solle. Der Ring war leicht verdient, — ich kenne einen Kollegen, welcher schon 19 Verunglückte gerettet hat, ohne daß er sich nach der That nur umgesehen hätte, wen er denn eigentlich aus dem Wasser gezogen habe!"

„Na hören's auf," meinte der Wirth und sah dem Erzähler etwas zweifelnd in die Augen. „Sie glauben wohl nicht, guter Mann, daß die Sache sich so verhält, wie ich erzählt habe? Sie kennen Berlin aber noch nicht und wissen deshalb nicht, daß dort solche Dinge jede Stunde passiren," belehrte dieser den ungläubigen Thomas. Der Wirth nickte nunmehr zufrieden mit dem Kopfe und lachte stillvergnügt in sich hinein, wobei er mich anstieß und dazu bemerkte: „Sehen's, da kommt der Schmied von . . . ., der paßt zu dem, wie eine Faust auf ein Aug'!"

Besagter Schmied, von Gestalt wie eine knorrige Fichte des Berglandes, trat in offenbar heiterer Laune zum Tische und nahm ohne Umstände Platz. „Wo kommst her, G'vatter?" fragte der Wirth, — „man sieht Dir's an, bei Dir spuckt's schon ein wenig!" „I, i kumm von der Alm; ja ma glaubt's net, was' heuer für a gut's Jahr gibt; i hab' dort a Mili gsuffa, guat an halb'n Weidling voll und da hab' i an Fetzenrausch kriegt!" „Oho von der Milch?" fuhr der Weinreisende verwundert dazwischen. „Ja is enk dös no net passirt?" entgegnete der Schmied, — „ös seid's g'wiß no niea in die Berg' g'wes'n! Ja, mei' Lieber, dös is a Mili! Mit'n Löff'l hätt' i's net ess'n könna, an Rahm hab' i mit'n Schnitzer durchischneid'n müss'n, so dick war er! Oder

moants ös vielleicht i luig Enk an?" Der drohende Blick, welcher den tapferen Helden zu Wasser traf, bewirkte, daß er die Möglichkeit zugab.

Mittlerweile war der Wirth aufgestanden und sah nunmehr, indem er die Augen mit der Hand beschattete, angestrengt zur Bergwand hinauf, die von der Sonne beleuchtet, vom Wirthsgarten aus zu erblicken war. Plötzlich rief er: „Ah, Schmied, da schau her — zwoa — drei — viere!" Der Schmied sprang hinzu, ein Wink Seitens des Wirthes genügte und er schrie aus vollem Halse. „Viere — da drüben san aa zwoa — sieb'n Stück!" Der Weinreisende eilte herzu und fragte begierig: „Was gibt's denn, was sehen die Herren?" „Sieben Gams — da droben — in dem Graben ziagns nauf — sehens nöt die brauna Fleck?" „Nein, ich kann wirklich nichts sehen!" „Ja, Sö schaug'n halt nöt recht — jetzt sans schon hinter die Latschen nei!" Der gute Mann aus der Fremde kam nunmehr in Aufregung. „Wie weit ist's bis dort hinauf, Herr Wirth?" „Höchstens ein Stünderl!" „Gut, da gehe ich hinauf, ich muß die Gemsen sehen!" Sprach's, bestellte ein Nachtquartier und ging spornstreichs dem Berge zu. Die beiden Schelme lachten unbändig und der Wirth erklärte seinem Genossen, daß er dieses Attentat geplant habe, um den unterhaltlichen Herrn auch beim Abendtrunk zur Gesellschaft zu haben. Gegen Sonnenuntergang kam derselbe in einem schauerlichen Zustande zurück und berichtete: „Ich war schon so nahe bei den Gemsen, daß ich sie fassen konnte; ich zählte neun Stück. Da fing ich zu rutschen an und durch dieses Geräusch verscheuchte ich sie alle!" — Tableau! Gemsen hat es nämlich dort nie gegeben!

Die Jungfernrede.

Herr Mathias Schleinberg junior wurde von den Bürgern des Städtchens X. zum Beigeordneten gewählt. Erstens weil er unzweifelhaft der Sohn seines wohlhabenden Herrn Vaters war und zweitens, weil er jeden Dienstag Abends im Gasthause zum Elephanten am Herrentisch saß und sich dort an allen wissenschaftlichen und politischen Streitfragen in der Weise betheiligte, daß er sich bei der Entscheidung des Disputs der Majorität anschloß und deshalb als ein sehr belesener Mann galt. Kurze Zeit, nachdem er die Bürde des Amtes übernommen hatte, ereignete es sich, daß der Herr Bürgermeister krank wurde und Schleinberg als wirklicher Standesbeamter die reiche Müllerstochter mit einem angesehenen Herrn aus der Residenz zusammengeben mußte und bei dieser Gelegenheit las er eine so schöne Rede ab, daß alle Bürgersgattinnen erster Klasse entzückt waren, während die Geschäftsfrauen zweiter Klasse Thränen aus den Augen drückten und die Weiber der Beisassen und Häusler laut hinausheulten. Wenn seit diesem denkwürdigen Tage im „Elephanten“ von den Reichstagswahlen die Rede war, murmelte man geheimnißvoll den Namen des Herrn Beigeordneten; in der „Goldenen Maus“ sprach man laut davon, daß die Wahl desselben für das nächste Mal eine ausgemachte Sache sei und nur im „Grünen Affen“, wo ganz gemeine Leute verkehrten, wurden Stimmen laut, welche an der Befähigung des Kandidaten zu zweifeln wagten.

Letzterer kümmerte sich scheinbar um alle diese Dinge nicht und waltete seines Amtes mit Gottes und des Herrn Stadtschreibers Hilfe zur eigenen und seiner Mitbürger besonderen Zufriedenheit. Da kam eines schönen Vormittags, während der Herr Beigeordnete eben einem der Trunkenboldigkeit ergebenen Gemeindeschmerzenskind in ungebundener Rede eine Vorlesung über Anstand und gute Sitte hielt, der Elephantenwirth in großer Eile zur Amtsstube herein. Ein strafender Blick des Amtirenden bannte ihn in die Ecke; erst

nachdem der Vagabund abgekanzelt war, wandte sich der Herr Beigeordnete an den Erschienenen, mit der ernsten Frage, ob er vorgeladen sei. Dieser verneinte, behauptete aber, etwas sehr Wichtiges vorbringen zu müssen. Hierauf theilte er mit, daß er soeben ein Telegramm bekommen habe, inhaltlich dessen für heute Abend der Präsident, welcher zur Zeit den Bezirk bereise, angesagt sei; Hochderselbe werde im „Elephanten“ Quartier nehmen und die Honoratioren des Ortes zu einem Souper laden. Es handle sich nun darum, was von Seite der Bürgerschaft zu geschehen habe, um einen würdigen Empfang vorzubereiten; das sei Sache des Herrn Beigeordneten — er müsse nunmehr über Hals und Kopf an seine Arbeiten gehen. Damit empfahl er sich.

Der Herr Beigeordnete stand sprachlos — ein solcher Fall war noch nicht dagewesen und auch in keinem Aktenhefte zu studiren; die höchste Persönlichkeit, welche sich in X. seit Menschengedenken aufgehalten hatte, war ein Baron gewesen, der aber war blos durchgegangen, d. h. mit der Zeche, weil er, wie sich später herausstellte, gar kein Baron war, sondern sich als Bürstenmacher aus der Fremde entpuppte. Der Herr Stadtschreiber wußte für diesen Fall auch keinen Rath. Es blieb nichts anderes übrig, als schleunigst das Kollegium zusammenzuberufen, um die Sache in Berathung zu ziehen. Rasch wurden Boten ausgeschickt und eine Stunde später saßen die Väter der Stadt beisammen und erschöpften sich in Vorschlägen und Debatten. Es sollte beflaggt werden — dafür sprach sich ein Rath Schnittwaarenhändler entschieden aus, dann mußte mit Böllern geschossen werden, so meinte der Rath Krämer, welcher ein ganzes Faß Pulver in Vorrath hatte, sodann sollten die Häuser mit Kränzen geziert werden; endlich sollte der Herr Lehrer angehalten werden, für das Töchterchen des Elephantenwirthes ein Gedicht zu machen, das bei Uebergabe eines Blumenstraußes herzusagen wäre; ferner rechnete man auf die Erfolge des Liederkranzes und des Blechmusikkorps. Die Empfangsrede selbst sei natürlich in Abwesenheit des Bürgermeisters von dem Herrn Beigeordneten zu halten. So beschlossen und zum Vollzug gebracht.

Die nächste Stunde sah die gute Stadt X. in vollster Aufregung. Der benachbarte Stadtwald wurde fast vollständig rasirt, um Material für Kränze und Gewinde zu bekommen. Sämmtliche Frauen und Mädchen beschäftigten sich mit der Anfertigung von Flaggen und auf dem nächsten Hügel wurde eine Batterie errichtet, als ob die Stadt in Grund und Boden geschossen werden sollte. Der Amtsdiener galoppirte athemlos von einem Stadtende zum andern, ohne Auskunft geben zu können, warum; die Schuljugend balgte sich auf dem Stadtplatz, weil der Herr Lehrer sie fortgeschickt hatte, um das befohlene Gedicht seinem Pegasus zu erpressen. Im „Elephanten" ging es zu, als ob eine Anstalt für Tobsüchtige eröffnet worden wäre. Der Herr wetterte auf die Knechte, der Knecht fluchte über die Jungen, die Frau rüffelte die Mägde und Alle liefen und schrien durcheinander. Mord war an der Tagesordnung, denn was zum Klein- und Federvieh im Hause gehörte, mußte zu Ehren des Gastes sein Leben lassen.

Während dieser tumultuarischen Vorgänge saß der Herr Beigeordnete im stillen Kämmerlein und studirte. Schon hatte er sich alle Fingernägel bis zu den Nagelwurzeln zurück abgekaut, bis er das Konzept seiner Rede zu Stande gebracht hatte, jetzt ging es an das Memoriren. „Die hohe Ehre des Besuches Ew. Exzellenz hat die ganze Stadt in freudige Aufregung versetzt und mir obliegt, die Gefühle der Verehrung, welche in allen Herzen leben, zu verdolmetschen —" so begann die schwungvolle Rede. Herunterlesen konnte er sie schon ganz famos, aber auswendig lernen, das wollte gar nicht gelingen. Zudem wurde er alle Augenblicke in seinen Studien unterbrochen. Bald holte seine Gattin Aufschluß über die Inventarstücke zur Amtstracht, dann kam der Amtsdiener mit einer Meldung oder der Stadtschreiber mit einer Frage und die Zeit rückte unbarmherzig vor – er mußte endlich daran denken, sich anzukleiden, um den Empfang nicht zu versäumen. Wenn er sich nach solchen Unterbrechungen dann wieder an seine Rede machte, war es ihm, als ob ein boshafter Dämon mit einem Schwamm alle Worte aus seinem Gehirn ausgelöscht hätte; er mußte wieder ganz von vorne

beginnen. Als die Herren Kollegen kamen, um ihn abzuholen, hatte er ein Gefühl, als würde er zur Hinrichtung geführt. Lautlos ging er zwischen seinen Henkern dahin, er sah und hörte nichts, sondern murmelte nur stets für sich hin: „Exzellenz — Exzellenz — verdolmetschen — metschen — metschen!" Die Deputation wanderte still wie zu einem Leichenbegängniß dem Bahnhof zu; voran Herr Schleinbach mit Schiffhut und Degen, dann die Räthe mit Cylinder und schwarzen Handschuhen, endlich der Stadtschreiber, welcher einen neuen Hemdkragen angezogen hatte, in Folge dessen ihn Viele gar nicht erkannten.

Der erste Akt des Dramas ging wunderbar glücklich vor sich. Als der Zug in den Bahnhof einfuhr, kanonirten die Böllerknechte so fürchterlich darauf los, daß man sein eigenes Wort nicht mehr verstand; der Herr Präsident drückte dem Vertreter der Stadt die Hand und dieser erwiderte den Händedruck mit voller Geistesgegenwart ohne zu stottern oder zu stocken. Der hohe Gast begab sich in sein Quartier, sein Sekretär nahm jedoch den Stadtvater in Beschlag, um mit ihm die Liste der Einzuladenden herzustellen und sonstige Arrangements zu treffen, dem Armen blieb keine Minute mehr übrig, um an seine Rede zu denken.

Eine Stunde später saß er zur Seite des Präsidenten, der ihn über verschiedene städtische Angelegenheiten befragte. Nun kam die Suppe und Schleinbach würgte ein paar Löffel in größter Eile hinab, um Zeit zu gewinnen. Wirklich wandte sich der Ehrengast einen Augenblick zur anderen Seite und nun benützte der arme Redner die Pause, um seinen Spruch zu wiederholen. Aber er brachte es nur bis zur Anrede. „Exzellenz — Exzellenz", murmelte er halblaut und schnell wandte sich der Präsident um, mit der Frage: „Wünschen Sie etwas, Herr Bürgermeister?" — „O ich bitte — im Gegentheil — gar keine Rede." — Der schreckliche Moment nahte — von allen Seiten flogen die Blicke auf den Erwählten, der jetzt sprechen sollte, denn draußen stand schon der Herr Lehrer mit dem weißgekleideten Mädchen, das nach der Empfangsrede losgelassen werden sollte. Es wird allmählig still — es entstand eine Pause — kein Athemzug wurde mehr

gehört — Alle blickten auf ihn — so sitzen die Indianer würdevoll und schweigsam bei der Berathung, aber die zivilisirten Menschen kennen kein Erbarmen — die Etikette mußte ihr Opfer haben. Nun erhob sich der Vize-Bürgermeister und klopfte an sein Glas, obschon es so still war, daß man die Fliegen an der Wand herumkrabbeln hörte. Dessenungeachtet klopfte er nochmals und räusperte sich, dann begann er: „Eure Exzellenz — haben — die ganze Stadt — auf die angenehmste Weise — versetzt — und ich bin ein Dolmetscher — Dolmetscher —, und in diesem Sinne fordere ich die Anwesenden auf, das Glas zu erheben und den Herrn Präsidenten leben zu lassen!“ Hoch! hoch! hoch! tönte es im Saale, hundertfach hallten die Hochrufe dann von der Straße herauf, wo sämmtliche nicht geladene Einwohner im Geiste an dem Souper theilnahmen; die Musik schmetterte einen Tusch und gleich darauf intonirten die Sänger das schöne Lied: „O wie schön sind doch die Abendstunden!“ Droben klangen die Gläser und alle athmeten auf; nur der Redner sank zerknirscht in seinen Stuhl; seine Zuversicht, sein Ruhm, seine künftige Würde gingen in dem Festjubel unter. Drunten aber im Volksgewühl sprach man von der Rede, welche Niemand gehört hatte; man vermuthete, daß sie sehr schön gewesen sei, weil eine so große Ruhe geherrscht habe und allmählig wuchs diese Meinung zur Ueberzeugung heran. Am nächsten Tage schwor man darauf, daß der Stadtvater eine brillante Rede gehalten habe; wer anders sprach, kam in den Verdacht der boshaften Nachrede.

Im Gesangverein.

Mindestens ein Drittheil aller anständigen Menschen ist dem Liede dienstbar; wer's immer machen kann, tritt mit dem Alter der Volljährigkeit in einen Gesangverein ein oder

gründet einen solchen. Etwas Stimme gehört allerdings dazu; der Herr Vereinsdirigent hat zu entscheiden, ob einer Tenorist oder Bassist sei; die Mehrzahl der Sänger gehört zu den Bassisten, was vom gesottenen Wasser herkommen soll. Da gibt es nun häufig ein Mißverhältniß in der Stimmenvertheilung, allein da ist es wieder Sache des Dirigenten, einen Ausgleich zu erzielen. Schon deshalb ist das Loos eines Dirigenten nicht beneidenswerth. Wie genußreich sich für denselben aber ein einziger Probeabend gestalten kann, das läßt sich aus der Betrachtung eines solchen zur Genüge ersehen. Ich bitte, meine verehrten Leserinnen, mir einmal in das Vereinslokal des Sängerbundes Gigelyra zu folgen. Sie können das getrost thun, denn „wo man singt, da laß Dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder.“ Die Gigelyra hat aber seit etwa vier Wochen Lieder, denn der Herr Vorstand hat dem Verein eine Anzahl „Regensburger“ zum Präsent gemacht. Damit ist natürlich die Regensburger Liedersammlung und nicht ein anderes Regensburger Produkt gemeint. Das Lokal ist sehr hübsch dekorirt. Dort über dem altehrwürdigen Klavicymbal prangt eine güldene Lyra mit einem Lorberkranz, alles fein künstlich aus Pappendeckel gefertigt; daneben kreuzen sich bunte Fähnlein; links und rechts thronen auf kühnen Postamenten ein paar gypserne Komponisten, welche in Folge öfterer energischer Reinigung alle Strenge in ihren Zügen verloren haben und nach Belieben Haydn, Mozart, Beethoven, oder Gluck oder nach Wunsch auch einen Anderen vorstellen. An den Wandflächen hängen Photographien von Sängerfesthallen, Sängerfahnen und Sangesbrüdern — überall, wohin man blickt, sieht einem das Lied, die Harmonie, die Poesie entgegen. Schmale lange Tischchen mit Notenpulten versehen, sind für die wackeren Sangesbrüder bestimmt, die nun bald anrücken werden, denn nun ist's 8 Uhr Abends und um diese Zeit soll die Probe beginnen. Der Herr Dirigent, ein hagerer, bleicher Mann mit langem Haupthaar und gewaltigem Barte, blättert schon in dem Notenberge, der vor ihm aufgeschichtet ist und behändigt dem geschäftigen Vereinsdiener die einzelnen Blätter, um sie stimmweise an die Plätze

zu bringen. Die Herren habens gut, sie dürfen nur kommen, hinsitzen und singen.

Es schlägt 8 Uhr. Der Dirigent fährt empor aus seinen musikalischen Träumen und mustert die Schaar seiner Lieben. Vom zweiten Baß sind zwei Mann da, vom ersten Tenor einer. Das ärgert ihn gewaltig. „Meine Herren," so beginnt er, „das kann auf diese Weise nicht fortgehen, wenn Sie nicht früher kommen, ist alle Mühe umsonst. Ich muß Sie allen Ernstes bitten, von nun an die Zeit strikte einzuhalten!" Bestürzt sehen sich die Anwesenden an und nehmen die Apostrophirung für ihre fehlenden Genossen geduldig entgegen. Endlich rücken sie nacheinander an; zuerst die durstigen Bässe, später die zarten Tenore — nur der Nöthigste davon, der Solist, läßt warten. Der Dirigent geht aufgeregt hin und wieder, wie ein Löwe im Zentralkäfig. „Weiß keiner von den Herren, ob der Herr Piepmeier kommen wird?" „Freilich," heißt es. Aber das ist doch eine Rücksichtslosigkeit sonder Gleichen, uns so lange warten zu lassen. Er macht's immer so; man muß ihm einmal den Standpunkt ordentlich klar machen!" Ein Gemurmel der Entrüstung geht durch die Reihen; heute soll man ihm die Meinung gehörig sagen — was zu viel ist, ist zu viel. „Einstweilen," spricht der Dirigent, „wollen wir uns den neuen Wahlspruch ansehen, den unser Freund Süßberger gedichtet hat und den ich so frei war, für Sie zu komponiren!" Allseitiges Bravo! „Erlauben Sie, daß ich ihn vorlese: „„Einigkeit und Frieden — Unser Wahlspruch sei hienieden!"" „Sehr gut — ausgezeichnet — Süßmeier sollst leben! — Ein famoser Mensch das!" Nachdem sich der Beifallssturm gelegt hat, tritt der Dirigent an's Pult, klopft und beginnt: „Ich bitte die Herren zweiten Bässe — der Gang ist sehr leicht — C-dur — die ersten acht Tage lauter C und A. Bitte!" Nun geht's los. Von der Schönheit der Komposition merkt man jetzt natürlich noch nichts, denn die Melodie hat der erste Tenor, der aber leider nicht mitsingen kann, weil der Stimmführer fehlt. Die Sänger sind jedoch befriedigt; Einige meinen sogar, die Sache scheine sehr hübsch zu sein. Nun geht die Thüre auf; der langersehnte Piep-

meier tritt ein. Den wird der Dirigent weiters nicht niederdonnern! O nein! Der Dirigent weiß genau, daß ohne Piepmeier das ganze Kunstgebäude ins Wanken käme. „Nun, wir haben schon geglaubt, Sie kämen gar nicht; weils nur da sind; das ist schön. Wie geht's zu Haus? Was macht die Frau Gemahlin? Sehens, wir probiren den neuen Sängerspruch — sehen Sie sich ihn gefälligst einmal an!" Der Künstler wirft sich in die Brust und unterzieht die Komposition einer aufmerksamen Prüfung. Dann beginnt eigentlich erst die Probe. „Meine Herren — ich bitte — Einigkeit und Frieden c — a — d —!" Aber schon nach den ersten Takten wird abgeklopft. „Ja meine Herren, wo bleibt denn der zweite Tenor — was ist's denn mit dem Herr Müller?" „Der ißt grad sein Niernbratl!" lautet die Auskunft. „Aber meine Herren," jammert der Dirigent, „das geht doch nicht, so lang hätten Sie doch warten können, Herr Müller!" — „So?" ruft der aus der Ecke vor, „daß mei ganze Fett'n kalt werd'n thät!" — „Um Ihna ihra Fett'n wärs net schad, wanns gar net da wär!" ruft der Herr Meier vom ersten Baß dazwischen. — „Dös geht Ihna nichts an, Sie dürre Schneiderseel!" entgegnet der mit dem Bratl. — „Was habens g'sagt, Sie g'spreizter Boadrachsler? Des sag'ns noch amal!" schallt es zurück. Nun legt sich der Dirigent ins Mittel. „Aber meine Herren, bedenken Sie doch, die Sache ist ja nicht der Rede werth, Herr Müller wird die Güte haben, einzutreten, dann ist die Geschichte erledigt." „I mag net" — versetzt dieser — „i laß den net beleidig'n!" Nun springt der Vorstand auf und ruft: „Aber jedes Mal muß es zu diesen ekelhaften Streitereien kommen!" Dann begibt er sich zu dem Gekränkten, um ihn zu beruhigen. Es entsteht ein allgemeiner Disput; die Meinungsverschiedenheiten treten immer schärfer zu Tage; der Dirigent klopft aus Leibeskräften auf's Pult, so daß vom Taktstock ganze Splitter wegfliegen — umsonst; man versteht kaum sein eigenes Wort. Der wie alle Solisten etwas nobler angelegte Piepmeier steht auf und will gehen; nun stürzt der Dirigent auf dieses sein Kleinod los und sucht es mit aller Beredtsamkeit am Platze festzuhalten: dieser Vorgang fesselt

die Aufmerksamkeit der Anderen, der Sturm beruhigt sich und endlich tritt der Dirigent wieder schweißtriefend an sein Pult und beginnt: „Bitte um Aufmerksamkeit! Einigkeit und Frieden — —“ Endlich gelingt das Kunststück; nach einigen Versuchen wird der Wahlspruch tadellos gesungen; der Herr Vorstand erhebt sich und hält eine zündende Rede über die Bedeutung desselben und wie sie immer unentwegt zusammenleben wollen und pflegen das herrliche Lied; Alle sind gerührt; man stoßt an und trinkt und singt den Spruch so lange, bis man daran glaubt!



die Aufmerksamkeit der Anderen, der Sturm beruhigt sich und endlich tritt der Dirigent wieder schweißtriefend an sein Pult und beginnt: „Bitte um Aufmerksamkeit! Einigkeit und Frieden — —“ Endlich gelingt das Kunststück; nach einigen Versuchen wird der Wahlspruch tadellos gesungen; der Herr Vorstand erhebt sich und hält eine zündende Rede über die Bedeutung desselben und wie sie immer unentwegt zusammenleben wollen und pflegen das herrliche Lied; Alle sind gerührt; man stoßt an und trinkt und singt den Spruch so lange, bis man daran glaubt!

